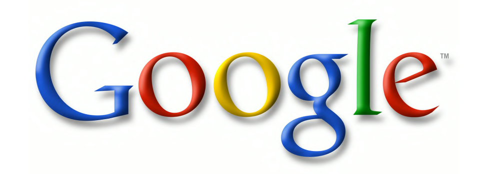
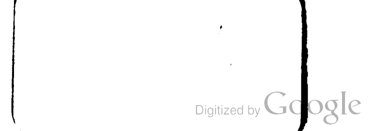





SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Polens Vorzeit

in

Dichtung und Wahrheit.

Von

San-Marte

(A. Schulz).

Bromberg.

Verlag von Louis Levit,

Königl. Hofbuchhändler.

1859.

Die Gründung des Polenreichs.

Nationalsage.

Jede Religion fast hat ihre besondere Lehre von der Weltschöpfung, jedes Volk, das bis zu einem gewissen Bildungsgrade vorgeschritten ist, und sich als Volk fühlen gelernt hat, die Sage seiner Entstehung und Verbreitung. Es pflegt sie an hervorragende Heroen anzuknüpfen, und diese auf göttlichen Ursprung zurückzuführen; die nationale Heldensage verliert sich in den Göttermythus. Aehnliches hat bei den Slaven überhaupt, und den slavischen Stämmen insbesondere, welche das weite Tiefland von dem schwarzen Meere, den Karpathen, und der Elbe nordwärts bis zur Ostsee einnahmen, stattgefunden. Aber erst mit dem zehnten Jahrhundert, mit der Verbreitung des Christenthums, fängt Polens Geschichte heller zu werden an. Schriftliche Urkunden Eingeborner sind aus der Heidenzeit nicht erhalten; was von christlichen Schriftstellern der ältesten Zeit über das polnische Heidenthum und sein Geistesleben überliefert ist, läßt es nur in den allgemeinsten Umrissen, und diese nur im trübsten Dämmerlicht erscheinen.

Eine jüngere Zeit suchte nachzuholen, was die Vorzeit versäumt hatte. Schon im neunten Jahrhundert, und früher, galt starkgläubigen geistlichen Historikern die Ueberlieferung für unumstößlich, daß die Völker Europa's Nachkommen Japhet's seien, dessen Geschlecht nach der Sündfluth sich nach unserem Erdtheil gewandt habe, und mit eigenthümlicher Kühnheit wußten sie die Geschichte ihrer Nationen mit der biblischen synchronistisch zu ordnen. Dlugosz, ein polnischer Geschichtsschreiber, der im Jahre 1480 starb, ist, so viel man weiß, der erste seiner Landsleute, welcher, anscheinlich den brittischen Geschichtschreiber Nennius aus dem neunten Jahrhundert abschreibend, in Beziehung auf seine Nation sich zu gleichem Wagniß entschloß und im Beginn seiner Geschichte Polens berichtet, wie Alanus, der Sohn Japhet's, des Sohnes Noa's, des Sohnes Lamech's, mit seinen drei Söhnen, Isicon, Armenon und Negno, sich zuerst nach Europa wandte, und diesen Erdtheil bevölkerte. Isicon hatte vier Söhne, den Francus, Romanus, Momaurus und Britto, von denen die Franken, Romanen, Latiner, Allemanen und Britten abstammen; Armenon fünf, den Sochus, Valgotus, Cebidus, Burgundus und Longobardus, von denen die Gothen und Longobarden ihren Ursprung herleiten; Negno vier, den Vandalus, Targus, Saxo und Bogorus, denen die Vandalen (jetzt Polen), die Böhmen, Sachsen, Mähren, Karinthier (jetzt Dalmatier), Kroaten, Servier, Bulgaren, Pommern, Russen, Kassuben, Schweden und Norweger ihre Abstammungen verdanken. Nur so viel geht aus dieser Willkür, Geschichte zu machen für Zeiten, aus denen nichts überliefert war, hervor, daß schon sechs Jahrhunderte vor Dlugosz erkannt worden, daß die Ge-

sammtbevölkerung Europa's sich in drei große durch eigenthümliche Nationalität und Abstammung von einander wesentlich verschiedene Völkerfamilien sondere, in die romanischen, germanischen und slavischen Volksstämme, von denen jeder wieder in mehrere Zweige zerfiel. Alles übrige ist weder in Geschichte noch Sage beglaubigt, wenn auch oft geschickt mit ächter Tradition durchflochten.

Die polnische Geschichtssage ermangelt eines Göttermythus, als großen allumfassenden Hintergrundes, ist selbst ohne Heroen göttlicher Abkunft, und bekundet damit ebenso ihr jüngeres Dasein, wie sie ihren angeblichen Ursprung aus der slavischen uralten Heidenzeit verdächtigt. Sie schiebt ihr Alter selbst nicht über das sechste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinaus. Dennoch hat sie in Folge eines beinahe fünfhundertjährigen unangefochtenen Besitzes fast ein Recht auf einen Platz in der Geschichte sich erstritten, bis diesen ihr wieder zu rauben, oder ihn für sie zu behaupten, seit länger als einem Jahrhundert Patriotismus und Gelehrsamkeit ihre edelsten Kräfte aufgeboten haben. Doch ist dieser Streit nicht beendigt. Er berührt uns bei unserer Darstellung nicht, denn ein Anderes ist die Wahrheit der Geschichte, und ein Anderes die Wahrheit der Sage. Zu ergründen, was von der Sage der Geschichte und was der Phantasie angehört, und aus welchen Elementen sie ihren Ursprung und ihre Nahrung genommen hat, gebührt der Kritik. Unsere Sage hat ihrer eigenthümlichen Natur gemäß, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitend, immer größere Ausdehnung gewonnen, immer reicheren Schmuck angelegt, und wir werden sie in der Ausführlichkeit wieder zu geben suchen, wie sie seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in den Geschichts-

büchern sich eingebürgert hat, dabei jedoch stets bei Seite lassen, was offenbare Willkür, Mißverstand oder Unkenntniß hinzugethan haben, und zum Richtigen zurückführen, wo von der erweislichen Tradition abgewichen ist.

Zech.

In der Mitte des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung kam den slavischen Völkern, welche an den Ufern der Elbe, Weichsel und March wohnten, eine große Furcht und Besorgniß an. Die mächtige Herrschaft der Vandalen, eines ihnen stammverwandten Volkes, das ganz Europa bis zum äußersten Ende Spaniens durchzogen, und, nach Afrika übergehend, dort ein gewaltiges Reich gegründet hatte, war von Belisar, dem Feldherrn des Griechenkaisers Justinian, gestürzt; der Vandalenkönig Gilimer mußte in Fesseln den Triumphwagen des Siegers zieren. Aber noch näher drohte ihnen größere Gefahr; denn bald nachher brach das wilde raub- und mordsüchtige Volk der Avaren vom Don und vom kaspischen Meere her in Europa ein, drang bis an die Donau vor, ließ sich, die dort sitzenden Slaven theils vernichtend, theils verdrängend, in einem Theile von Ungarn nieder, und drohte im Bunde mit dem griechischen Kaiserreiche allen slavischen Völkern den Untergang. Da bedachten die Elb- und Weichsel-Slaven, wie sie sich gegen solche

Uebermacht schützen, und ihr Vaterland gegen die grimmig hausenden Feinde bewahren könnten.

Diese Slaven waren ein großer kräftiger Menschenschlag, von nicht sehr weißer Haut, und einem Haar, dessen Farbe zwischen hellbraun und roth die Mitte hielt; ihre eheliche Treue, ihre Bereitwilligkeit, Verirrte auf den rechten Weg zu führen, und die milde Behandlung ihrer Gefangenen, sofern sie nicht bei besonderen Festen den erzürnten Göttern zum Opfer geschlachtet wurden, lobten selbst Fremde. Sie waren ein tapferes, starkes, in der Arbeit ausdauerndes Volk, an die leichteste Nahrung gewöhnt, keine Freunde großer, fester, reinlicher Häuser, in den Wäldern und Thälern ein halb nomadisches Leben führend, stammweise in einfacher Gemeindeverfassung zusammenhaltend, jeder dem Stamm Angehörige ein freier Mann, unabhängig von der Herrschaft eines Fürsten. In dieser Zeit der Noth und Bedrängniß aber erkannten sie, wie diese Freiheit und Unabhängigkeit, die sie so hoch hielten, ihnen zum Verderben ausschlagen könnte, da ihre Kraft dem Feinde gegenüber der Einheit, ihr Muth der weisen Leitung eines angesehenen und geachteten Heerführers ermangele. Sie hätten vernommen, daß bei ihren Stammverwandten, den Dalmatiern und Illyriern, zwei Brüder, berühmt durch Tapferkeit und Weisheit, und gefürchtete Feldherren mit Namen Lech und Czech, lebten, schickten daher Boten zu ihnen, und luden sie ein, die Herrschaft über sie zu übernehmen. Die Noth überredete sie, daß sie ohne Schmach zu diesem Entschlusse greifen dürften; denn wenn ihnen auch jeder Fremde verhaßt war, diesen konnten sie sich, ohne sich zu beschimpfen, freiwillig unterordnen, da ihr Volk mit den

beiden ja gleichen Ursprungs und uralter Stammverwandtschaft sich rühmte.

Die beiden Brüder Lech und Czech gaben den eindringlichen Bitten der Abgesandten nach, machten sich mit ihren Familien, all ihrer Habe, einem ziemlichen Heere von Kriegern, einer großen Anzahl von Kolonisten auf, und zogen gegen Norden. Sie überschritten die Donau, und gelangten in die von der Natur so reich mit Gehölzen, Wiesen, Weiden und zum Ackerbau trefflich geeignetem Boden ausgestatteten Thäler der March, der Moldau, Eger und Elbe, schlugen auf dem Berge Rzip, der zwischen den letztgenannten drei Flüssen liegt, ihr Standlager auf, und leiteten von hier aus die Kolonisation und die allgemeinen Angelegenheiten des Landes. Sie gründeten dann die Städte Prag an der Moldau und Welehrad an der March, theilten das Land in gewisse Distrikte, legten viele Dörfer an, und ordneten das Gemeinwesen; die hier wohnenden Völker nannten sich fortan nach ihrem Führer Czechen.

Lech aber, der ältere Bruder, zog mit den Seinigen weiter gegen Nordosten, überschritt rauhe Gebirge und wilde reißende Ströme, bis er in die weiten Ebenen hinabstieg, welche von der Weichsel durchströmt werden. Da fand er große Sümpfe, ungeheure Waldungen, ein rauhes Klima, und neben sandigem Boden auch gar fruchtbare Auen. Aber das Land schien öde und wüst, obwohl in den Wäldern eine dichte Bevölkerung wohnte, die unlustig zum Ackerbau, dagegen unermüdlich in Jagd und Kriegszügen, es vorzog, in elenden, leicht zu verlassenden Hütten in den Forsten ein herumschweifendes Leben zu führen, statt sich hinter Mauern und Wällen in Städten einzuschließen; denn, meinten sie, die Kraft des Armes,

der Muth und die Tapferkeit sei die rechte Wehr des freien Mannes und ein besserer Schirm als Thurm und Krallen. Lech aber hatte sich eine andere Aufgabe gestellt; er wollte die zerstreut und zusammenhanglos für sich hinlebenden Familien und Genossenschaften zu einem starken und mächtigen Volke erheben.

Es geschah, daß er, das Land durchstreichend, zu waldigen, von mehreren See'n umgebenen Hügeln gelangte. Bei dem Herannahen seines Zuges erhob sich von den Hügeln ein ungemein großer Schwarm von weißen Adlern, und der ganze Hain war mit Adlernestern angefüllt. Lech erkannte hierin ein günstiges Vorzeichen; der Adler war auch ihm der König der Vögel, und jene Nester schienen ihm den Ort zu bezeichnen, wo er, ein königlicher Aar, sich sein Nest bauen solle, von dem aus er mit seinem Geschlecht die Lande weit umher beherrschen werde. Bei näherer Betrachtung fand er zugleich die Gegend vorzüglich geeignet, eine befestigte Stadt auf diesen Hügeln anzulegen. Er ließ daher den Hain niederhauen, erbaute sich ein festes Schloß auf einem der Hügel, der noch heute nach ihm der Hügel des Lech (gora lecha) genannt wird, errichtete daneben zum Dank den Göttern, die ihn so günstig geführt, einen Tempel, und ließ ringsherum eine Stadt erbauen, welche er in der doppelten Beziehung, als Sitz seiner Herrschaft, und in Erinnerung an jene Adlernester Gniezna, d. h. Nest, nannte. So ward die Stadt Gnesen gegründet.

Zum Andenken an jene Adler und in Verehrung des göttlichen Winkes erkor er den Adler zum Sinnbild und Zeichen seiner Herrschaft. Deßhalb ist der weiße Adler mit ausgebreitetem Fittig auch später in das

nachmalige Wappen des polnischen Reichs aufgenommen worden.

Das Hauptaugenmerk Lech's war darauf gerichtet, sein Volk aus Nomaden zu Ackerbauern zu machen; unter seinen Augen, bei seiner Residenz selbst begann er das Werk, und baute die jungfräuliche Erde, die noch kein Pflug berührt hatte. Sie lohnte die Arbeit mit reichem Ertrage; bald entstanden Meiereien, größere und kleinere Dörfer in Gnesens Nähe; immer zahlreicher drängten die Einwohner sich nach dem Sitz ihres Herzogs, immer weiter umher verbreiteten sich seine Kolonien. Er gab dem Volke, dem er zu gebieten hatte, weise Gesetze und handhabte Recht und Ordnung mit Kraft, Klugheit und Mäßigung. Das Volk aber nannte sich nach dem Namen seines Führers Lechiten; die Nachkommen bezeichneten ihn als den Stammvater ihres Volks. Ein Theil seines Heeres und der mit ihm aus Illyrien gekommenen Kolonisten, die in den Heimathssitzen mit Lust und Gewinn Schifffahrt auf dem adriatischen Meere getrieben hatten, zog, der alten Neigung folgend, noch weiter gegen Norden bis an die Küsten der Ostsee, dehnte sich an denselben aus, und führte siegreiche Kriege mit den überseeischen Bewohnern des Nordens.

Crac.

Lech's Tod verbreitete tiefe Trauer über das ganze Land; es kamen die angesehensten Männer nach Gnesen zusammen, um das öffentliche Wohl zu berathen. Nun

aber trat der uralte angeborene, durch freiwilligen Entschluß zwar, jedoch nur im Drange der Noth gebeugte Unabhängigkeitssinn des Volkes wieder hervor. Sie begannen nicht darüber Rathes zu pflegen, wen sie zum Nachfolger Lech's in der Herrschaft erwählen sollten, sondern wie sie sich ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit erhalten könnten, ohne einer königlichen Gewalt sich wieder unterwerfen zu müssen, dennoch aber durch ein festes inneres Band zusammengehalten würden, um in Einheit und Kraft gegen die äußeren Feinde sich und das Land behaupten und schützen zu können. Sie wählten an Königsstatt zwölf durch Reichthum, Ansehen und ehrenwerthen Charakter ausgezeichnete Männer aus dem Volke, denen sie die Sorge für das Reich auftrugen, und mit der Macht bekleideten, Recht und Gesetze aufrecht zu erhalten.

Aber es zeigte sich allzubald, daß die Freiheit, die sie jedem Manne im gleichen Umfange zugesichert hatten, sich Niemand wollte schmälern lassen, jeder sie aber gegen Andere weiter ausdehnen wollte, als diese ertragen mochten. Jeder wollte herrschen, keiner gehorchen; der Starke unterdrückte den Schwächeren, bis wieder ein Stärkerer über ihn kam; Eigennutz und Privatleidenschaft traten an die Stelle des Gemeinsinns und der Gerechtigkeit, und vernichteten das öffentliche Wohl; indem jeder Alles für sich zusammenraffen wollte, gerieth der Einzelne mit dem gesammten Vaterlande in's Verderben. Eine grenzenlose Anarchie! Nachbarvölker stürmten in's Land, eroberten große Striche desselben, und führten die Einwohner als Sklaven hinweg. Der Ruhm und die Macht der Lechiten wurden umdüstert von Schmach und jammervoller Zerwürfniß. So verflossen wohl 150 Jahre in großem

Elend; die Geschichte hat diese schwere Zeit in tiefe Nacht gehüllt.

Endlich tauchte in den Bessergesinnten, denen das Leiden des Vaterlandes zu Herzen ging, die Erinnerung an ihren Stammvater Lech und an die Weisheit seiner Regierung wieder auf. Sie riefen das Volk zu einer großen Versammlung an den Quellen der Weichsel zusammen. Hier erschien auch ein Mann, Namens Crac, der ohnlängst aus Karinthien zurückgekehrt war, am Fluß des Karpathengebirges seßhaft, weit umher geachtet wegen seiner Rechtlichkeit und Weisheit, auch kriegserfahren, und vor Allem von einer großen Beredtsamkeit. Es ward ihm nicht schwer, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und die beste Meinung von sich zu erwecken. „Lächerlich", sprach er zu dem versammelten Volke, „ist ein verstümmeltes Thier und ein kopfloser Mensch! Was ist ein Körper ohne Seele? Was eine Leuchte ohne Licht? Was ist die Welt ohne Sonne? Was ist ein Reich ohne König?" Er schilderte so lebhaft und eindringlich das gegenwärtige Leiden des Landes, die Noth und Schmach des Volkes, die Ursachen von all dem tiefen Verfall, daß ihm Alle den lautesten Beifall zollten, und ihn baten, das Reich aus den Trümmern wieder empor zu richten, und das Scepter zu ergreifen. Zwar sträubte sich Crac Anfangs gegen dies Ansinnen, gab aber endlich doch den vereinten Bitten der Versammelten nach, und bediente sich der ihm übertragenen Macht mit solcher Weisheit und Mäßigung, daß er nur Vater des Volks genannt wurde. Mit den Nachbarn führte er siegreiche Kriege, und wies ihre Anfälle mit Kraft zurück; auch soll er, sagt die neuere Tradition, die Gallier (Franken), welche bis Pannonien vorgedrungen

waren, auf's Haupt geschlagen haben, weshalb die Böhmen ihm gleichfalls ihr Reich angetragen, und sich seiner Herrschaft unterworfen hätten.

Zu mehrer Befestigung des Landes und seiner Macht erbaute er auf dem Berge Wawel am Weichselstrome, eine feste Königsburg, welche weit in die Lande ringsum hineinsah, und schon von weiter Ferne her stattlich prangend sichtbar war. Nicht fern davon am genannten Strome gründete er eine Stadt, welche er nach seinem Namen Cracau nannte. Dort schlug er seine Residenz auf, sprach er dem Volke Recht und gab er den Polen Gesetze, welche noch lange nach ihm von den nachfolgenden Geschlechtern als die Grundlage des polnischen Rechtes geachtet wurden.

Aber seine Stadt wollte anfangs nicht sonderlichen Aufschwung nehmen. Denn in dem Berge Wawel, auf welchem er die Königsburg erbaut hatte, befanden sich eine Menge großer Felsenhöhlen, welche noch heutigen Tages zu sehen sind. In diesen hauste ein grimmiger riesengroßer Drache, der zur Stillung seines Hungers häufig hervorbrach, die Heerden auf den Triften, das Zugvieh auf den Feldern, selbst Menschen anfiel und verschlang, ja sogar am hellen Tage seinem blutigen Raubwerk nachging. Kein Wunder, daß er in der ganzen Gegend Schrecken verbreitete und Viele zurückhielt, sich in das Gebiet zu wagen. Zwar entschlossen sich die Städter, ihm wöchentlich eine bestimmte Anzahl Vieh preiszugeben, um die Gefahr von den Häuptern der Menschen abzuwenden; endlich aber reifte bei Vielen der Entschluß, lieber die Stadt zu verlassen, als täglich ihr Leben und Gut bedroht zu sehen. Um diesem Uebel für das öffentliche Wohl zu begegnen, entwarf Crac, dem

Vaterlande ein zärtlicherer Sohn, als seinen Söhnen ein zärtlicher Vater, einen Plan, und berief seine beiden Söhne, Lech, den älteren, und Crac, den jüngeren *), zu sich, und sprach zu ihnen: „Feindselig ist der Tapferkeit die Feigheit, dem Alter der Schwachsinn, der Jugend die Trägheit. Denn das ist keine Tapferkeit, welche feig, kein Alter, welches schwachsinnig, keine Jugend, welche träg ist. Wenn es an Gelegenheit fehlt, den Muth zu üben, so muß sie erdacht werden. Wer anders, als ein ganz Unrühmlicher, wiche wohl je dem Ruhm aus, der sich ihm darbietet? Vertheidigung und Beschirmung des Wohls der Mitbürger aber sichert ewigen Triumph. Nicht der eignen Sicherheit muß man nachgehen, wenn es sich um ein allgemeines Unglück handelt. Euch also, meine Lieben, die ich beide in meinen Tugenden erzogen habe, ziemt es vor Allen, Euch zu Erlegung des Ungeheuers zu waffnen; Euch ziemt es, nicht zu zaudern, sondern in dem Kampfe mit ihm an der Spitze zu sein, Ihr meines Lebens Hälfte, denen die Nachfolge in meinem Reiche gebührt.“ „Wohl,“ antworteten die Söhne, mit stiefväterlichem Hasse würden wir gebrandmarkt scheinen, wenn Du uns eine That so großen Ruhmes nicht gegönnt hättest? Dein ist die Macht zu befehlen, unser die Pflicht zu gehorchen.“ — Aber das Ungeheuer war nicht so leicht zu besiegen, als sie gehofft hatten; vergebens bemühten sich lange die Söhne mit den Bürgern, es zu vertilgen.

Die arglos ausgesprochenen Worte des Vaters hatten tief in die Seele des jüngern Bruders einen Funken geworfen, der unheilvolle Gluth entzündete. Der Vater

*) So nach Kadlubek, Dlugosz tauscht die Namen und Thaten.

hatte gesagt, daß sie beide Söhne ihm in der Herrschaft folgen sollten. Nun erkannte fortan der jüngere Bruder in dem ältern nicht mehr einen Genossen des Kampfes und Sieges, wie der einstigen Herrschaft, sondern vielmehr einen verhaßten Nebenbuhler; und so von schändlicher Begier nach dem alleinigen Besitz der väterlichen Krone und Macht getrieben, erschlägt er den Lech meuchlings, und folgt seinem Leichenbegängniß mit Krokodilsthränen. — Von dem Drachen sei der Bruder getödtet worden, so lügt er, und wird vom Vater als Sieger, der wenigstens den theuren Leichnam dem Ungethüm abgerungen, mit Lob und Glückwünschen begrüßt.

Als man sah, daß im offnen Kampfe nichts gegen den Drachen auszurichten war, ward man gezwungen zur List Zuflucht zu nehmen. Es wurden daher mehrere Rinderhäute mit Pech, Schwefel und andern brennbaren Sachen angefüllt, dieselben an einem verborgenen Theile angezündet, und in die Nähe der Höhlen hingeworfen. Bald auch stürzte der Drache hervor, und verschlang sie mit seiner gewohnten Gier. Der Brand im Leibe verzehrte das Ungeheuer. So kam der Drache des Berges Wawel in ähnlicher Weise um, wie die Heilige Schrift vom Drachen zu Babel erzählt. — Solcher Art ward die Stadt und das Land von dieser Plage befreit, das junge Cracau gewann nun bald eine solche Größe und Ausdehnung, daß dadurch der Glanz Gnesens, der in der Drangsal der früheren Zeiten schon sehr gelitten hatte, und das mit um so mißgünstigeren Blicken dem Wachsthum der Nebenbuhlerin zusah, fast gänzlich verdunkelt ward. Und nun begann auch Crac sein Herschergenie in größerem Umfange zu entfalten, sowohl in der Kul-

tivirung des Landes, als auch in der Ordnung der innern Angelegenheiten. Er regierte noch viele Jahre, und starb in hohem Alter.

Als die Kunde von dem Tode des Königs sich im Lande verbreitete, verfiel es in die tiefste Trauer. Alles Volk strömte von weit und breit zu seiner Begräbnißfeier zusammen, und nach der Sitte der damaligen Zeit ward sein Leichnam auf dem Berge Lassota bei Cracau mit großem Gepränge begraben. Damit aber seine Grabstätte um so dauernder sei, und vor dem zerstörenden Zahne der Zeit fort und fort den Nachkommen bewahrt werde, häufte der hinterbliebene Sohn, dazu bei Lebzeiten des Vaters schon von ihm angewiesen, auf dem Berge, wo er begraben ward, noch einen Hügel von solcher Höhe, daß dadurch der Berg Lassota alle benachbarten Berge weit überragte.

Vanda.

Crac hatte sterbend seinem Volke empfohlen, daß es eingedenk der Wohlthaten, die er ihm erwiesen, und der Aufopferung, mit der er für dasselbe gearbeitet habe, seinen Sohn Crac für würdig zur Nachfolge in der Herrschaft erachten möge. Ohne Schwierigkeit wurde Crac II., ein verruchter Erbe, in das väterliche Reich eingesetzt; aber länger war er durch den Brudermord befleckt, als durch das Scepter seiner Macht glänzend. Schon nach einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht von seiner schändlichen That. Erst flüsterte man es schaudernd

von Mund zu Mund, dann ward es immer lauter und lauter mit unhemmbarer Gewalt, endlich kam der Frevel klar an den Tag. Nun entflammte es bei den Polen einen solchen Haß gegen Crac, daß sie ihn vom Throne stießen, und auf ewig bei Todesstrafe aus dem Reiche verbannten. — Andre wollen wissen, daß er weder mit dem Exil, noch mit einer andern Ahndung wegen des Brudermordes bestraft worden sei, daß vielmehr die göttliche Gerechtigkeit, die Rächerin aller Schuld, ihn mit Unfruchtbarkeit und dem Verlust der Liebe und Anhänglichkeit seines Volkes heimgesucht habe, in Folge dessen er im Bewußtsein seines Verbrechens, und belastet mit dem Fluch des Volks in Elend und Kümmerniß hingeschmachtet, und ohne irgend eine des Nachruhms werthe That vollbracht zu haben, ruhmlos und schmachvoll endlich gestorben sei. Soviel ist gewiß, daß er keine Nachkommenschaft hinterließ.

Nun war von Crac's I. Kindern nur noch eine Tochter, Namens Vanda, übrig, und so groß war die Liebe des Volks zu dem verstorbenen Fürsten, daß sie dieselbe mit allgemeiner Uebereinstimmung auf den verwaisten Thron erhoben. In der That hatte aber auch die Natur sie mit so ausgezeichneter Schönheit und Anmuth ausgestattet, daß jeder, der sie sah, davon bezaubert ward, und mit Recht führte sie den Namen Vanda, d. h. Angel, indem durch den Glanz ihrer Schönheit, durch die Grazie und Würde ihres Benehmens, durch Wohlredenheit und Geistesfülle sie die Herzen und Gemüther Aller unwillkührlich an sich zog und fesselte. Zahlreiche Freier fanden sich bald um sie ein, und nachdem sie deren mehrere von sich gewiesen, hoffte man allgemein, daß sie durch eine vorzügliche Wahl die Macht

und das Ansehen des Reichs erhöhen würde. Sie aber, ungeblendet von der Schmeichelei, saß großherzig und hochsinnigen Geistes auf dem väterlichen Throne, und lenkte die Verwaltung des Staates im Großen und Ganzen, wie in den einzelnen Theilen so vorsichtig, weise und gerecht, daß Alle ihr Herrschertalent und ihre Staatsklugheit bewunderten, und der männliche Geist, der in dieser Jungfrau wohnte, selbst den Uebelgesinnten und Feinden Furcht und Achtung abzwang.

Ihr Ruf erscholl auch bis in die Nachbarlande, und bethörte Rithogar, einen Fürsten der Allemannen (nach Kadlubek der Lemanen) solcher Maßen, daß er, in der Hoffnung, sich mit ihrer Hand auch zugleich ihres schön emporgeblühten Reiches zu bemächtigen, durch eine Gesandtschaft feierlich um sie werben ließ. Die jungfräuliche Wanda merkte aber seine unlautern Absichten, und wies das Ansinnen, trotz der süßesten Versprechungen und inständigsten Bitten, mit Würde und Verachtung zurück. Sie hatte gelobt, unvermählt zu bleiben. Rithogar sammelte nun in Schmerz und Zorn über seine Verschmähung ein großes Heer, womit er in Polen einfiel, um mit Gewalt der Waffen zu erlangen, was er in Güte vergebens begehrt hatte. Wanda wurde dadurch nicht geschreckt; ihr treues Volk strömte zu den Waffen herbei, und zog den Allemannen kühn entgegen. Rithogar, einigermaßen stutzig, fand es gerathen, nochmals den Weg friedlicher Einigung zu versuchen. Er bat um Zwiesprache, und schickte der kampfbereiten Königin Boten fürstlichen Geblüts entgegen, mit dem Befehl: Schmeichelei, Bitten, Versprechungen, selbst Drohungen, bei allen Künsten der Beredsamkeit aufzubieten, um den hartnäckigen weiblichen Sinn zu beugen. Die Boten

schilderten ihr die Liebe ihres Fürsten, seine Reichthümer, seine Macht, das künftige Glück ihrer Ehe, das Heil ihrer beiderseitigen Reiche, das aus ihrem Bunde entsprießen werde, und sparten, da alles an dem Hochsinn der Jungfrau scheiterte, endlich auch Drohungen nicht. Wanda aber antwortete männlich fest und mit Würde: „Für ein so schwaches und des heiligen Ehebundes so unwürdiges Weib also hält euer Fürst mich, daß er meint, ich, erhaben durch den Ruhm und die Macht meiner Herrschaft, könne so schweres Unrechts, womit er mein Reich angegriffen hat, vergessen und mich mit meinem Lande ihm unterwerfen, und zu der Erniedrigung meines Volks und meiner Krone die Zustimmung geben? Geht hin, meldet ihm: daß jedes Ehebett, das seinige zumeist, mir verhaßt sei, und daß ich es höher erachte, mich Herrscherin zu nennen, als Gemahlin des Herrschers. Kampf hat er mir angesagt; wohl, er rüste sich! Für schmählich dem Mann und schmählich dem Fürsten soll er's erkennen, während das Heer in Schlachtordnung steht, um Liebe zu dingen, und die Waffen bei Seite legend, um Vermählung zu unterhandeln."

Die Gesandten zogen sich beschämt und bestürzt zurück, während Wanda das Zeichen zur Schlacht gab, um die stolze Botschaft mit siegreichen Waffen zu demüthigen. Viele feindliche Heerführer aber, angelockt von dem hohen Ruf der Schönheit der feindlichen Fürstin, hatten sich den Abgesandten angeschlossen gehabt. Als sie da vor ihnen stand in ihrer ganzen Herrlichkeit, der edle Zorn verletzter Jungfräulichkeit aus ihren Augen flammte, und ihren Worten den Ausdruck einer Götterstimme lieh, da wandte sich ihr Herz um, fiel ihr Muth und fiel ihre Kraft in die Fesseln übermächtigen Zaubers.

Ihre Stimmung theilte sich allen denen im Heere mit, denen sie erzählten, was sie gesehen und gehört. Der Gedanke an den Kampf, der ihnen nun ein ungerechter schien, vor dem sie zurückschauderten, wie vor einer Gotteslästerung, wich aus ihrer Seele; statt ihren Platz auf dem Schlachtfelde einzunehmen, zogen sie sich in ihre Lager zurück, und waren weder durch Bitten und Ueberredungskünste, noch durch Drohungen und Strafen zu bewegen, zum Gehorsam gegen ihren Fürsten zurückzukehren.

Rithogar, außer sich über diese unerhörte Umwandlung seiner Tapfren, in Verzweiflung, alle seine Plane schimpflich scheitern, all seinen früheren Ruhm gänzlich vernichtet zu sehen, rief sein Heer zusammen, und sprach: „Weil mich denn, von Euch verlassen, diese eure Unthat härter trifft, als tausend Tode; weil ich zum Kampf ausgezogen, ohne Kampf besiegt worden; weil Vanda, die Herrscherin in Meer, Luft und Erde, Euch feig und unkriegerisch gemacht, ihr Anblick allein schon Euch entwaffnet, und Euch und mich in ewige Schande gestürzt hat, so weihe ich, ein feierlich Opfer, mich selbst für Euch den untern Göttern; das aber erflehe ich für Euch, darum beschwöre ich die himmlischen Mächte, daß zur Sühne des Verbrechens, das Ihr an mir begangen habt, Ihr und Kind und Kindeskind hinaltern sollt unter Weiberherrschaft!“ — So sprechend, stürzte er sich in sein Schwert.

Vanda schloß hierauf mit den Allemannischen Heerführern ein ehrenvolles Bündniß, in Folge dessen sie wieder in ihr Land zurückkehrten, und zog mit ihrem unversehrten Heere triumphirend nach Cracau zurück, wo sie mit unermeßlichem Jubel und den größten Feierlich-

leiten empfangen wurde. Für einen so wunderbar errungenen Sieg, und so glückliche Erfolge eines Krieges, der ruhmvoll beendigt ward, ehe es zur Schlacht gekommen war, ordnete sie dankbar den Göttern dreißigtägige Opfer und Feste an; nach deren Beendigung sie sich selbst den Göttern, als ein freiwilliges Opfer, darzubringen beschloß. Sie meinte, daß eine solche heroische That den Göttern angenehm sei, und es unmöglich zu machen, daß ihr Glück, ihr Ruhm, und ihre Ehre jemals durch einen Wechsel des Schicksals befleckt und verringert werde. Also berief sie gegen das Ende der Siegesfestlichkeiten die Angesehensten des Volks, schlachtete selbst das Opferthier, und beging das Opfer nach der väterlichen Sitte. Große Belohnungen wurden an ihre Getreuen und andere verdienstvolle Männer von ihr ausgetheilt. Dann betete sie, ihr besseres Theil möge gnädig von den Göttern aufgenommen werden, und stürzte sich, Angesichts ihres Volks, von der Weichselbrücke hinab in den fluthenden Strom. Das war ungefähr um das 750ste Jahr unserer Zeitrechnung.

In mannigfacher Weise ward diese Großthat von ihrem Volke und den Nachkommen geehrt; nicht allein, daß nach ihrem Namen der Weichselstrom den Namen Wandalus erhielt, und die Völker, welche seine Ufer bewohnten, demnach Vandalen oder Vandaliter genannt wurden; auch die Mitlebenden thürmten, nachdem sie den Leib der Königin wieder aus den Fluthen gehoben, zu dessen würdiger Bestattung in einiger Entfernung von der Stadt Cracau am Zusammenfluß der Dlubnia und Weichsel, einen ungeheuren Hügel auf, in welchem der Leichnam beigesetzt ward. Unfern und ihm gegenüber am anderen Ufer der Weichsel liegt der Berg Wawel mit

seiner Königsburg. Dieser Hügel, an Höhe mit dem Wawel wetteifernd, giebt noch dem heutigen Geschlecht Zeugniß von jener That, und von der Stätte, wo die jungfräuliche Königin ruht. Er wird Mogila, lateinisch Clara Tumba, genannt. Nachmals errichtete man auf seinem Gipfel ihre Statue in Erz, an deren Fußgestell folgende Grabschrift eingegraben war:

„Dies Grab birgt die Rose der Welt, nun gewelkte Rose,
„Aber nicht Grufthauch duftend, nein süß durchwürzet die Luft sie,
„Tochter des Königes Crac, die mit Recht wohl Wanda genannt ward;
„Denn wie die Angel den Fisch beim Fang aus dem Wasser heranzieht,
„Also zog mit Gewalt auch die schöne, die herrliche Wanda
„Alles in Lieb' an sich, und band es mit traulicher Neigung.
„Durch die Würd' ihrer Zucht bezwang sie die Wuth des Alemannen,
„Und weil streng mit jeglichem Mann sie verachtet den Ehbund,
„Weiht mit dem Sturz in den Strom sie den Göttern ihr jungfräulich Leben,
„Welches der Garten, nicht blumengeschmückt, den Himmlischen aufnahm."

Palluki.

Nach dem Tode der Wanda, mit welcher Crac's Geschlecht erloschen war, traten die Angesehensten des Volks wieder zusammen, um die Ordnung des Reichs zu berathen. Von der Königsgewalt entbunden, mochten sie nicht wieder darunter zurückkehren, sondern zogen vor, es auf einem andern Wege zu versuchen. Sie wählten

nach der Zahl der Provinzen, aus welchen damals Polen bestand, zwölf Häuptlinge, für jede Provinz einen, und nannten sie Woywoden, d. h. Führer der Heere. Diesen übertrugen sie die Sorge im Kriege, und die Verwaltung der Provinzen im Frieden; sie hatten das Land gegen die Anfälle der Feinde zu schützen, das Heer einzuberufen, Zucht über die Widerspenstigen und Rebellen zu führen, und Recht und Gerechtigkeit zu üben. — Aus jener Zeit schreibt sich die alte polnische Reichsverfassung her, wonach jede Provinz ihren Woywoden oder Palatin hatte. Jeder war mit Eifer bedacht, seines Amtes mit größtem Fleiße zu pflegen, damit die Sehnsucht nach einem Fürsten nicht in den Gemüthern wieder erwache.

Viele Jahre blühte diese Republik; es war eine goldene Zeit. — Aber wandelbar sind die menschlichen Dinge, die Stimmung des Volks ist wie ein Scheit Holz auf schaukelnder Woge. Bald wurde ein Theil auch dieser Woywodenherrschaft wieder überdrüssig, ein anderer glaubte, unter Leitung eines Fürsten besser berathen zu sein. Von zwei Seiten ward jetzt, von Ungarn und von Mähren her, der Staat mit großen Schaaren angegriffen und hart bedroht. Ungeachtet aller Tapferkeit der Woywoden und ihrer Schaaren wurden sie zu Paaren getrieben, wurde das Land grausam verwüstet. Wie die Zahl ihrer Krieger schwand, so wuchs die der Feinde, Schrecken und Verzweiflung bemächtigte sich der gesammten Bevölkerung. Da trat ein Mann auf, der den verlornen Staat aus dem Verfall wieder aufrichtete und ihn zu dem alten Glanze zurückführte.

Es lebte nämlich zu jener Zeit unter den Polen ein rühriger Mann, Namens Przemysl, der erfahrner und hervorragenderen Geistes, als sein Geschlecht, von Hand-

werk, wie einige berichten, ein Goldschmied, nach Anderen aber, was auch wahrscheinlicher, ein Kriegsmann, gewiß aber von ausgezeichneter Tapferkeit, die er in vielen Schlachten bewährt hatte, und deshalb, so wie auch durch seine Gerechtigkeit berühmt und geehrt bei seinen Landsleuten war. Nachdem Przemysl bemerkt hatte, daß der Feind, von der Sicherheit seiner Herrschaft eingewiegt, anfange lässigere Obhut zu üben, ersann er eine gewagte List, trug lange still verschlossen den Plan mit sich herum, und bereitete im Geheimen alles vor, um den Schlag mit Kraft und Sicherheit auszuführen. Zu diesem Zwecke ließ er eine große Menge von hölzernen Helmen und leichten Schilden verfertigen, sie bunt mit hellen Farben bemalen, zum Theil auch glänzend vergolden, und im großen Umkreise rings auf den Hügeln um das feindliche Hauptlager in einer Nacht aufstellen. Wie nun die Ungarn und Mähren mit Tagesanbruch auf allen Seiten die Waffen blitzen sahen, deren Masse durch die abprallenden Strahlen der Sonne noch vergrößert schien, meinten sie nicht anders, als daß ein gewaltiges Polenheer sie umzingelt habe. Erschreckt liefen sie zu ihren Waffen, und ohne sich völlig zu ordnen, den Feind schon auf den nächsten Hügeln wähnend, stürzte Haufen um Haufen in wilder Hast aus dem Lager hinaus, hierhin und dorthin, wo sie die Scheinwaffen erblickten; diese aber verschwanden bei ihrem Herannahen, und in der Meinung, daß der Feind furchtsam vor ihnen entfliehe, eilten sie des Sieges nun um so gewisser ihm nach, und entfernten sich immer mehr vom Standlager, bis sie von der fruchtlosen Verfolgung endlich ermüdet, mit Jubel und Triumphgeschrei in völlig aufgelöster Ordnung ohne alle Vorsicht wieder umkehrten.

Nun aber nahm Przemysl, der vorsichtig hinter die Scheinwaffen bei der Annäherung der Haufen hatte verbergen lassen, den rechten Augenblick wahr, brach mit seinen wohlvertheilten Schaaren überall aus dem Hinterhalt hervor und griff die einzelnen und sorglos Dahinziehenden, und durch die lange vergebliche Wanderung Abgematteten mit der größten Heftigkeit auf's Tapferste an. Unzählige Feinde wurden getödtet, unzählige in die Sümpfe gesprengt, worin sie elend umkamen; der Ueberrest floh nach allen Seiten sich zerstreuend, in wildester Flucht. Das große Feindesheer war vernichtet, eine ungeheure Beute wurde gemacht, die Przemysl großmüthig seinen tapfren Kampfgenossen überließ. Leicht hätte er auch die Entfliehenden noch ereilen und niedermachen können, doch ihm genügte, das Vaterland befreit und den Feind so besiegt zu haben, daß er, dessen war er gewiß, in einem Menschenalter nicht wieder wagen würde, die Grenze Polens zu überschreiten.

Nach den alten Schriftstellern ward diese Schlacht an der obern Weichsel geschlagen, nachdem Cracau von den Ungarn und Mähren verheert worden. Die lebendige Tradition dagegen verlegt das Schlachtfeld an die obere Netze und berichtet, daß nach der geendigten Blutarbeit die Polen die Waffen der erschlagenen und geflüchteten Feinde, welche hauptsächlich in Spießen, Pfeilen und Bogen bestanden, in einem großen Haufen zusammengebracht, ihren Führer gefragt haben, was er darüber bestimmen wolle, daß Przemysl in damaliger Sprachweise: „pal luki!" d. h. „verbrennt die Bogen!" geantwortet und daß mit Siegesjauchzen der ganze Waffenvorrath wie ein Scheiterhaufen angezündet und verbrannt worden. Das Volk nannte seitdem die ganze

Gegend, wo die Ehre Polens so glänzend wieder hergestellt ward, nach jener Rede des Przemysl, Pallakenland. Der Distrikt vom See bei Pakoscz und Strzelce westlich, das linke Ufer der Netze entlang, bis in die Gegend von Wongrowiec hin, pflegt noch heute so bezeichnet zu werden.

Diese kühne und schlaue That, wodurch die Freiheit des Vaterlandes von dem harten Joche der Nachbarn errungen wurde, steigerte die Liebe des Volks zu Przemysl zu solcher Höhe, daß ihm unter allgemeiner Beistimmung die Herrschaft des Reichs angetragen, und er zum Fürsten der Polen erhoben wurde. Weil dieser Sieg aber mehr durch List und Schlauheit, als durch die Kraft und das Uebergewicht der Waffen war gewonnen worden, oder mit Erinnerung an den alten ersten König der Polen Lech, ward dem Przemysl der Name Leszek, d. h. der Listige, beigelegt. Dieses geschah in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts.

Die Fürstenwahl.

Przemysl oder Leszek regierte noch viele Jahre in Kraft und Weisheit. Er starb kinderlos, und nun trat das alte nationelle Leiden wieder hervor, wovon das Vaterland schon so oft war heimgesucht worden, und in der Folgezeit noch öfters sollte heimgesucht werden. Es entbrannte nach Leszek's Tode der heftigste Streit über die Nachfolge in seiner Herrschaft. Dieser berief sich auf seine edle Geburt, jener auf seinen Reichthum, der auf

seine verdienstliche Thaten, andere trotzten auf ihre vielen Ahnen oder den mächtigen Anhang ihrer Verwandten; jeder hielt sich für den meist Berechtigten, und so war's natürlich, daß, als die Abgeordneten und Ersten des Volks am Wahltage zusammenkamen, sich so viel Sinne als Köpfe zeigten, und jeder sich die Krone aneignen, keiner aber sie einem Andern zugestehen wollte. Die Verwirrung stieg mit jedem Tage; zu ruhiger Berathung war keine Aussicht mehr, des heftigsten Gezänkes kein Ende, weßhalb es endlich doch den meisten einleuchtete, daß, wenn dieses Streiten in offenen blutigen Kampf ausbreche, sie selbst nur Schimpf davon tragen würden, das Vaterland aber an den Rand des Verderbens gebracht werden müßte.

Nach langen stürmischen Versuchen, die Ruhe einigermaßen wieder in der Versammlung herzustellen, kam man endlich überein, die Wahl durch Wettlauf nach einem Ziele zur Entscheidung zu bringen; wer zuerst das gesteckte Ziel erreiche, der solle die fürstliche Macht und Herrschaft des polnischen Reichs ohne weiteren Widerspruch erlangen. — Durch dieses Auskunftsmittel schien jede List, jeder Betrug, jede Gewaltthat bei der Ernennung eines neuen Fürsten ausgeschlossen. Zum Wahlplatz ward eine große Ebene am Ufer des Flusses Prandnik, in der Nähe von Cracau, auserlesen, und der Tag des Wettlaufs auf den ersten Oktober festgesetzt. Schon lange vorher wurde der Plan von jedem Hindernisse gesäubert, eine Säule in der Mitte aufgerichtet, nach allen Seiten hin die Größe der Entfernungen ganz gleich ausgemessen, und eine Anzahl ehrwürdiger Greise zu Kampfrichtern bei der Feierlichkeit bestellt. Indeß mag eine Sache noch so klug eingeleitet und mit Kautelen umhegt

sein, die Schlauheit und Gaunerei weiß Schliche zu finden, um sie zu vereiteln.

Unter den Mitbewerbern war nämlich ein eben so verschlagener als ehrgeiziger Mann. Dieser hatte, um sich den Sieg zu sichern, in einer finstern Nacht den ganzen Rennplatz mit einer erstaunlichen Menge von Fußangeln vorsichtig unter dem grünen Rasen belegt, und nur auf derjenigen Seite, auf welcher er selbst zu rennen beabsichtigte, einen schmalen Weg frei gelassen, den er sich durch gewisse unscheinbare Zeichen bemerklich machte. — Mit unendlicher Ungeduld sah er dem Tage des Wettkampfs entgegen, an welchem, daran zweifelte er im mindesten nicht, ihm das Reich zufallen sollte. — Ein unbedeutender Zufall aber verrieth sein sinnreiches Werk, und zerstörte alle seine kühnen Hoffnungen; der Trug lief in seine eigenen Schlingen. Am Abende vor dem Wahltage begaben sich zwei Jünglinge von geringer Herkunft, von Neugierde getrieben, auf den Rennplatz, und beschlossen im Scherz, nach der aufgerichteten Säule zu laufen. Dabei machten sie aus, wer zuerst anlange, solle von dem Andern stets als König begrüßt und titulirt werden. Kaum hatten sie ihren Wettlauf begonnen, als ihre Füße durch die Fußangeln arg verwundet wurden; sie fanden den ganzen Plan damit belegt, bis auf einen kleinen Weg, und erriethen die Hinterlist eines ehrsüchtigen Betrügers, welche sie, plötzlich zu gleichem Herrschergelüst entzündet, sich bestens zu nutze zu machen beschlossen. Sie gelobten sich tiefes Stillschweigen über ihre Entdeckung, und belegten auch den freigelassenen Weg mit Angeln, damit dem Erfinder des Planes seine Absicht vereitelt werde.

Den Morgen des ersten Oktobers brach an, der Wahltag war da. Unzähliges Volk strömte zusammen, und umdrängte in dichten Haufen die Schranken des Plans; ein Thron war für den Sieger aufgeschlagen, die Kampfrichter nahmen ihre Plätze ein, und die Bewerber um die Krone ritten, ihre Pferde mit Abzeichen versehen, in den innern Raum, und stellten sich zum Wettrennen auf. Aller Augen und Gedanken waren auf sie gerichtet, die in größter Spannung des Zeichens zum Ablauf harrten. Es ertönte; die Sporen in die Seiten drückend, mit Peitsche und Zuruf die Rosse antreibend, sprengten sie Alle dem einen Ziele entgegen; aber bald herrschte die allgemeinste Verwirrung. Die Rosse, an den Füßen durch die Fußeisen verwundet, bäumten sich, kehrten um, sprangen seitwärts, stürzten zuletzt, oder warfen in wilder Wuth von Schmerz gepeinigt, ihre Reiter ab. Nur ein einziger, einer jener beiden Jünglinge, die Abends vorher den Trug entdeckt hatten, erreichte ungefährdet und zuerst das Ziel. Der andere, kein Theilnehmer an dem Geheimniß, sobald er das Getümmel der Reiter gewahrte, die sich hier zu einem wilden Knäul zusammenballten, dort einzeln, wie im Taumel, ihre tollgewordenen Rosse im Kreise tummelten, und nach allen Seiten, nur nicht nach dem Ziele hin zu treiben vermochten, machte sich auf gut Glück nun auch noch zu Fuß zum Wettlauf auf, und geschickt die Kreuz und Queer zwischen den Fußangeln hinspringend, bot er ein höchst ergötzliches Schauspiel dem versammelten Volke dar, das seinen possierlichen Lauf mit unermeßlichem Gelächter begleitete. In der That umfaßte er als der zweite das Ziel.

Sein Genosse, der erste an der Säule, ward sogleich unter Jubelruf als König begrüßt; aber es ward ihm ein unseliger Gruß. Denn alsbald gewahrte man, daß er die Füße seines Rosses mit starken eisernen Schienen bewaffnet hatte, dergestalt, daß ihm die Fußangeln keinen Schaden zufügen konnten. Eine unbeschreibliche Wuth bemächtigte sich nicht blos aller Mitbewerber, sondern auch des ganzen Volkes; man beschuldigte ihn als den Erfinder der Tücke, als den, der die Eisen gelegt und sich hinterrücks und fälschlich des polnischen Thrones habe bemächtigen wollen. Sofort ward ein Gericht niedergesetzt, er einstimmig seines Siegerrechts für verlustig erklärt, und zum Tode verurtheilt. Die Ergrimmten rissen den Unglücklichen in Stücke, und erkannten dem Zweiten, obwohl er nicht vorschriftsmäßig zu Roß, sondern zu Fuß nach dem Ziele gerannt war, den Preis zu. Unter Beifallruf ward er als König auf den Thron erhoben.

Die Tradition läßt in Zweifel, ob der Erfinder jener List, oder der arme Zerrissene Leszko oder Leszek geheißen habe; so viel aber ist gewiß, daß der nun gekrönte Sieger, sei es in Beziehung auf diesen Vorgang, oder weil der Name unter den Polen überhaupt sehr häufig vorkommt, oder in Erinnerung an den Przemysl-Leszek, — fortan Leszko oder Leszek II. als König genannt wurde.

So ward dieser Mann von dunkler Herkunft aus den dürftigsten Verhältnissen zu der höchsten Ehrenstufe, zu einem Glanz und einer Macht erhoben, die Alle überstrahlte. Der neue König bewährte sich bald durch so glänzende Edelthaten und so ausgezeichneten Heldenmuth, wie selten ein in Purpur geborener Königssohn sich hätte

bewähren können; man vergaß gern, daß er in einer niedern Hütte geboren war. Darin aber bekundete er vor allem seinen erhabenen Sinn, und seinen göttlichen Beruf zu dem hohen Amte, das ihm übertragen war, daß er nicht seiner niedern Herkunft vergaß, sondern sich ihrer unabläßig erinnerte. Denn ungeachtet ihm Reichthümer in Fülle zu Gebote standen, so lebte er für seine Person doch höchst mäßig und sparsam; verschwenderisch war er nur gegen die Hülfsbedürftigen; immer hielt er offne Tafel für zahlreiche Gäste, war freigebig gegen pflichttreue Diener, und wußte in königlicher Pracht zu glänzen, wo es darauf ankam, seinen hohen Rang und sein Ansehen gegen Wetteifer und Hochmuth zu behaupten. Dabei war er ein Feind aller Ueppigkeit und Völlerei, tugendhaft, bescheiden, gerecht und milde, geziert mit allen Tugenden eines Privatmannes. Freien, klaren Geistes, rastlos thätig, umsichtig und tapfer, wehrte er die feindlichen Anfälle nicht blos von den Grenzen ab, sondern griff auch die benachbarten Ungarn, Mähren, Böhmen und Deutschen in ihrem eigenen Lande an, und besiegte sie in großen Schlachten. Damit aber die Edlen des Volks und die Führer des Heeres auch nicht im Frieden der kriegerischen Uebungen ungewohnt würden, und in Weichlichkeit und Erschlaffung verfielen, richtete er Lanzenspiele und Scherzkämpfe ein, und krönte die Sieger mit Preisen. Prangend in der Fülle der Macht, des Glanzes und Ruhmes, ließ er bei öffentlichen Gelegenheiten neben dem Throne seine früheren Bauernkleider aufhängen, während der Königsmantel seine Schultern schmückte, damit ihm, eingedenk seines Ursprungs, nie in den Sinn komme, den höheren König und Herrn über

Leben und Tod zu vernachläſſigen, und ſeiner Macht ſich zu überheben.

Er war ein rechter Volksmann ſeiner Geſinnung, ein rechter König ſeinem Thun nach.

Die Gründung von Kruswica.

Leszek II. hinterließ bei ſeinem Ableben nur einen einzigen Sohn, nach ihm auch Leszek genannt, welcher in Rückſicht auf die Thaten und Verdienſte des Vaters für werth geachtet ward, den väterlichen Thron zu beſteigen. Der junge Fürſt, als ſolcher Leszek III. genannt, zeigte ſich deſſen würdig. Er führte viele Kriege mit den Nachbarn, ſeine Tapferkeit erwarb ihm Ehre und Anſehen im Vaterlande wie bei den Fremden. Einige Provinzen des polniſchen Reiches, die ſich, neuerungsſüchtig und in der Meinung, aus der Jugend und Unerfahrenheit des neuen Herrſchers ungeſtraft Vortheil ziehen zu können, empörten, brachte er mit Erfolg zum Gehorſam zurück. Andere angrenzende Diſtrikte eroberte er, und verleibte ſie ſeinem Reiche ein. Damals (im neunten Jahrhundert) wurden die Pannonier von den Griechen und Italiern mit Krieg bedrängt; unter inſtändigſten Bitten und Darreichung ſehr koſtbarer Geſchenke luden ſie Leszek III. ein, ſich an die Spitze ihrer Heere zu ſtellen. Er ſchlug nach manchen Wechſelfällen jene Völker in mehreren Treffen, und vertheidigte ſo nicht blos das Volk der Pannonier, die mit ſeinem Volke ja ſtammverwandt waren, gegen deren Angriffe, ſondern machte ihm auch jene tributbar.

Aus rechtmäßiger Ehe erzeugte er nur einen Sohn, Namens Popiel, dem er in der Aussicht, daß er nach ihm das Scepter führen werde, eine auserlesene Erziehung geben ließ. Mit mehreren Kebsweibern aber erzeugte er noch zwanzig Söhne, deren Namen die jüngere Sage aufbewahrt hat, während sie der älteren unbekannt sind, nämlich: Kasimir, Boleslaus, Wladislaw, Wratislaw, Otto, Barwin, Przybislaus, Prämislaw, Jara, Semiam, Semovit, Semomislaw, Bogdal, Spicigner, Spicimir, Sbigneus, Sobeslaus, Visimir, Czeszemir und Wislaw.

Das polnische Reich erstreckte sich damals von weit jenseit der Weichsel bis an die Elbe hin, und über die ganze südliche Ostseeküste. Als daher Leszek seinen Thron vollkommen befestigt hatte, bestimmte er seinen legitimen Sohn Popiel zum Erben seiner Herrschaft; damit er aber bei seinem Ableben nicht deßhalb angefochten werde, ließ er dessen zwanzig Halbgeschwister ihm Gehorsam schwören, und seinem Richterspruch und seiner Oberherrschaft sich eidlich unterwerfen; demnächst theilte er jedem der zwanzig ein eigenes Gebiet zu, das er ihrer Botmäßigkeit unterwarf. So erhielten Kasimir und Wladislaw Kassuben, Boleslaw, Barwin und Bogdal Pommern, Otto, Przybislaus und Czeszemir Holstein, Jara und Semiam das Land der Sorben, Semovit, Prämislaw und Semomislaw Zgorzelice oder Brandenburg, Vislaus, der Miedziborze oder Magdeburg erbaute, das Land an der Elbe, und die Uebrigen andere Theile des weiten Slavenreichs, wo sie viele Städte erbauten, welche später deutsche Namen erhielten, z. B. Bukowiec oder Lübek, Raczeborze oder Ratzeburg, Brzemie oder Bremen u. s. w. u. s. w.

Die Brüder erkannten bei des Vaters Tode ihrem Schwure getreu Popiel als ihren rechtmäßigen König an, huldigten ihm und begaben sich in ihre Provinzen. Popiel verlegte aber seine Residenz von Cracau, sei es, daß es ihm zu entfernt vom Mittelpunkt des Reiches lag, oder daß er es vorzog, in ebenen Gegenden zu verweilen, oder daß er den alten Reichssitz zu dem alten fast ganz untergegangenen Glanze wieder verhelfen wollte, nach Gnesen. Bald aber ward er auch des dasigen Aufenthaltes überdrüssig. Es kam die gewöhnliche Neigung der Könige über ihn, sein Andenken durch Baudenkmale den Nachkommen stets lebendig zu erhalten; er erbaute in den weiten kujawischen Ebenen auf einer hohen Landzunge am Goplosee sich eine stattliche Königsburg, und gründete daneben eine Stadt, welche er Kruswice nannte. Er zog eine Menge Kolonisten und Kaufleute hin; sie gewann bald eine ansehnliche Ausdehnung.

Popiel hatte nicht mit der Herrschaft zugleich den edlen und hohen Sinn seiner Väter ererbt; denn er ergab sich der Ruhe und Schlaffheit, überließ seinen Halbbrüdern, die ihm treu mit Gut und Blut dienten, die Kämpfe mit den Feinden auszufechten, und hielt sich vorsichtig dabei im Hintertreffen. Die Nachwelt weiß nichts Großes und des Ruhmes Werthes von ihm zu melden. — Er starb in jungen Jahren, und hinterließ aus rechtmäßiger Ehe nur einen einzigen Sohn, der nach ihm Popiel genannt wurde. Es war dies im Anfange des neunten Jahrhunderts.

Der Mäusethurm.

Auf die Nachricht von Popiel's, des Aelteren, lebensgefährlicher Krankheit eilen alle zwanzig Brüder nach Kruswice; aber am Tage vor ihrer Ankunft hatte er bereits das Zeitliche gesegnet. Mit dem lebhaftesten Schmerze bestatten sie ihn nach den damaligen Gebräuchen mit großer Feierlichkeit, und treten sodann sogleich mit den Angesehendsten des Volks zusammen, um die Ruhe und Sicherheit des Reiches zu berathen. Aus Liebe und Treue zu dem Hingeschiedenen, und aus fortdauernder Pietät gegen ihren Vater erheben sie den jungen Prinzen als Popiel II. auf den Thron und leisten ihm den Eid der Treue und des Gehorsams; da er indeß noch unmündig, vereinigen sie sich, die Vormundtschaft über ihn zu führen, und erwählen mehrere würdige Männer, welche die Regierungsgeschäfte bis zu seinen gereifteren Jahren besorgen sollten.

Je weiter aber die nachkommenden Sprößlinge sich von dem Stammvater ihrer Dynastie entfernten, desto mehr entarteten sie auch; begann die Glorie des Hauses schon unter Popiel I. ahnungsschwer zu erbleichen, so sank sie jetzt in völlige Nacht, und die Sünde nahm mit Hohn den geheiligten Sitz ein, welchen Tugend gegründet hatte. Denn kaum war Popiel II. der sorglichen väterlichen Pflege und Obhut der treuen Oheime entwachsen, und hatte selbst die Zügel der Herrschaft ergriffen, so wich er ab von dem rühmlichen Wege seiner Vorfahren, und folgte der eigenen angeborenen, nicht angeerbten unedlen Natur. Niedrig war sein Sinn, unbequem ihm strenge Zucht und Sitte, Ehrliebe ihm fremd, sein Tuhn un-

würdig eines Fürsten und eines Helden. Für die Weisheit seiner Rathgeber hatte er kein Ohr, ihre Warnungen waren ihm lästig; er mied die Gesellschaft verständiger Männer, suchte den Umgang leichtfertiger Weiber. Träge Ruhe, der Bauch, rohe Sinnlust waren seine Götzen, und ihnen diente er in Völlerei bei Spiel, üppigen Tänzen und wilden Gastereien.

Bei einem Charakter solchen Schlages, der dabei noch große Unlust zum Waffenhandwerk zeigte, erwachte natürlich bald der Uebermuth der Feinde; Popiel aber sorgte zuletzt für das, was zum Kriege Noth that. War er siegreich im Kampfe, so schrieb er, nach Art ehrloser Feiger, ruhmredig seiner Anordnung und Tapferkeit den glücklichen Erfolg zu; wurde er besiegt, so schob er alle Schuld des Verlustes auf seine Heerführer. Im Kampfe war er stets der erste auf der Flucht, der Andere mit sich fortriß. So machte er bei Freund und Feind sich verhaßt und verachtet. Da er nur weniges und struppiges Haar hatte, so wurde er zum Schimpf **Chwostek** zubenannt, d. h. schäbiger Rauhkopf.

Popiel II. vermählte sich mit einer Frau aus edlem Geschlecht, von seltener Schönheit, an Geist die meisten Frauen ihrer Zeit überragend; die jüngere Tradition hat in Folge alter Nationalabneigung aus ihr eine deutsche Prinzessin gemacht, um die Schuld der Schmach, welche durch sie über Polen kam, von dem eigenen Volke auf ein fremdes zu wälzen. Die Oheime hofften, daß sie vermöge der Gewalt, welche sie bald über ihren Gemahl erlangte, ihn auf den Pfad der Tugend zurückführen werde; aber nur zu bald fanden sie sich bitter getäuscht. Denn maßloser Ehrgeiz, Habsucht, Herrschsucht und Tücke machten sie zu jeder Schandthat fähig. Mit Schlauheit,

Schmeicheleien, und Befriedigung der wilden Lüste ihres Gatten, machte sie dessen Willen sich völlig unterthan, vernichtete jeden Rath der freilich beschwerlichen Oheime, und glaubte, nachdem sie von ihm zwei Söhne, welche die Namen Lech und Popiel erhielten, empfangen hatte, ihr und ihrer Nachkommenschaft Regiment für alle Zukunft befestigt.

Mit aufrichtigem Kummer sahen die Oheime das Verderben immer mehr zunehmen, und berathen sich häufig deshalb miteinander. Sie beschworen den Neffen bei der Asche seines Vaters und Großvaters, sich zu bessern, daß er nicht seinen Stamm und den Königlichen Thron besudle, und durch seine Uebelthaten entweihe, daß er die heimischen Sitten auch des Volks nicht durch sein Beispiel zur Verworfenheit führe, ja, sie drohten endlich, ihm den Gehorsam aufzukündigen, und sich von ihm ganz loszusagen. Seine Gemahlin wußte jedoch jede Ermahnung fruchtlos zu machen, jede Besorgniß, die die Oheime durch ihren gedrohten Abfall dem König einflößten, zu hintertreiben, und ihn gegen dieselben argwöhnisch zu machen. Tag und Nacht wendete sie durch Wort und That alle Künste auf, um ihn zu dem Entschluß zu bringen, daß er die Oheime aus dem Wege räume.

„So lange diese leben — sprach sie zu ihm — ist weder Dein und Deiner Kinder Leben sicher, noch steht Dein Thron fest, sondern hast Du nur einen augenblicklichen und gefährlichen Besitz. So viel Oheime, so viel hinterlistige Feinde Deines Glücks hast Du. Indem sie unter dem Scheine der verwandtschaftlichen Anhänglichkeit Dich mit frommen Ermahnungen und väterlichen Warnungen heimsuchen, verbergen sie damit ihre heimtückischen ehrgeizigen Absichten, für Dich den Strick zu drehen,

Dich bei Deinen Unterthanen verhaßt zu machen, Dich in deren Augen als den Lasterhaftesten darzustellen, und rühmen sich noch gar der Mühe, die sie sich geben, Dich, wie sie es nennen, auf den Pfad der Tugend zu bringen. — Nicht König, nicht Gebieter Deines Volks nennen sie Dich, sondern eine Kreatur ihrer Macht, die von ihnen abhängig sei; nicht, damit Du um so besser und edler, sondern um so verächtlicher erscheinest, halten sie Dir unaufhörlich die Tugenden und Thaten der Väter vor, von denen Du angeblich so weit sollst abgewichen sein. Sie treiben Dich zu Kriegen, nur um so schneller Deinen Untergang herbeizuführen. Alle Künste wenden sie an, um Dich und Deinen Stamm auszurotten, damit sie Dir in der Herrschaft folgen. In Deiner Hand liegt es aber, ob Du lieber Fürst oder Sklave von Andern, lieber ruhmreich oder ruhmlos, glücklich oder elend geachtet und sein willst. Wenn Du daher verständig seist, wenn Du irgend der Klugheit Gehör leihest, wenn Du Deine und der Deinigen Lage sichern willst, so erhebe Dich endlich, rüttele Dich auf aus dem Schlummer, in dem Du bisher versunken warst, und tilge, bevor ihre Ränke gegen Dich feste Macht gewonnen, und ihre Fallstricke Dich ganz umwunden haben, ihr Leben — und meinst Du, daß sie mit dem Schwerte nicht sicher und schicklich zu erreichen seien, so tilge es durch Gift! Du sollst an mir dabei eine treue Helferin und Dienerin haben. Die Götter des Vaterlandes, die Götter Deines Hauses, die Bilder Deines Vaters und Großvaters berufen Dich zum väterlichen Throne, aber auch das Volk, der ganze Adel beruft Dich zum unumschränkten König. Nur Deine Oheime widerstreben, und mögen einen glücklichen und ruhmreichen König nicht dulden. Schaffst Du sie aus dem Wege, so

ist Deine Bahn geebnet, und alles wird Dir nach Wunsch gehen."

Nachdem durch solche und ähnliche Reden das schändliche Weib den schwachen Mann zu dem grausamen Entschluß, die Oheime zu tödten, getrieben hatte, überlegten sie mit größter Sorgfalt Ort, Zeit und Gelegenheit zur Ausführung der That. Alsbald stellte sich Popiel, als ob er von sehr schwerer Krankheit befallen, und nunmehr in sich gegangen sei. Mit den dringendsten Bitten beschwört er die Oheime durch Boten über Boten, daß sie auf das Schleunigste zu ihm kommen möchten, um seinen letzten Willen zu vernehmen. Die treuen wohlmeinenden Männer säumten nicht, sich eilig bei ihm in Kruswice zusammen zu finden, und zu den Versammelten begann dann Popiel in Gegenwart der Königin also:

„Nach der Weisheit der Götter ist der Tod mir nahe, und die Schwäche, in der Ihr mich seht, belehrt mich, daß ich nicht lange mehr des Tageslichts mich freuen darf. Ich hielt es für meine Pflicht, Euch, geliebteste Oheime, an mein Sterbelager zu rufen, um, bevor ich von dem Leben scheiden muß, über die Thronfolge nach Eurem stets als weise bewährten Rathe, dem ich immer mich gern, wie ich konnte, untergeordnet habe, zu beschließen, damit ich, wie ich durch Eure Huld regiert habe, so auch in meinen Erben durch Eure ewige und unsterbliche Gnade fortleben möge. Denn für fortlebend, nicht für erloschen, für lebendig, nicht für todt, werde ich mich achten können, wenn ich mit Euch meine Todtenfeier begehe, und wenn ich mit schon dahin schwindender Seele lebend noch Eure Liebe zu mir sehe, die Ihr dem Todten aus Zuneigung und nach dem Gebot der Menschlichkeit und Verwandtschaft zollen werdet. Nach dem

Ruf des Schicksals naht meine Auflösung, und nicht ziemt es mir und Euch, länger zu zögern. Leistet daher dem Lebenden, was Ihr dem Gestorbenen leisten würdet; denn für eine That frevelhafter Unfrömmigkeit würde es erachtet werden, wenn dem lebenden Freunde verweigert werden sollte, was selbst der Feind dem Todten nicht zu verweigern pflegt." —

So sprach er unter heuchlerischen Thränen, und unterbrach seine Rede häufig durch höchst täuschendes Schluchzen und Seufzen, das seine Wirkung nicht verfehlte. Denn der ganze königliche Hof begann in Klagen und Weinen auszubrechen; hier wurden erheuchelte, dort aufrichtige Wehklagen laut; die Jungfrauen rauften ihr Haar, die Frauen zerkratzten ihr Gesicht, die alten Weiber zerrissen ihre Kleider. Trefflich wußte die Königin die allgemeine Rührung zu benutzen; mit dem täuschendsten Schmerze, wie in wahrer Verzweiflung umhalste sie leidenschaftlich die Oheime, sank Einem nach dem Anderen in die Arme, beschwor sie, küßte sie, flehte, rang die Hände, jammerte, daß die Männer selbst von dem Schmerze hingerissen wurden. So allgemein, so heftig wurden der Ausdruck der Trauer, das Klagegeschrei, die Thränenströme, das Wehgeheul und Gewimmer, daß selbst die ehernen Bildsäulen, welche im Königssaale aufgestellt waren, helle starke Thränen ausschwitzten.

Auf Popiel's Wink wurden nun kostbare und pomphafte Anstalten zur Leichenfeier gemacht, und jeder der Oheime des Königs, so wie der Großen des Reiches wetteiferte dabei in um so treuerer Erfüllung aller Pflichten der Pietät, als der König selbst ja Zuschauer der ganzen Festlichkeit war, und sie alle genau beobachtete.

Nachdem die Bestattungsfeier nach den Gebräuchen des Heidenthums jener Zeit begangen war, nahmen alle Anwesende ein sehr auserlesenes Todtenmahl ein; nach dessen Beendigung und als dadurch die Ausbrüche des Schmerzes etwas gemildert waren, ließ Popiel alle vor sich treten, indem er heuchelte, daß durch ihre liebe Gegenwart und trostreiche Unterhaltung er die schon ganz nah drohende Stunde des Endes leichter überstehen werde. Die Königin, in falschen Thränen schwimmend, tröstete er mit folgenden Worten: „Theuerstes Gemahl, warum badest Du Dich in Thränen? Warum ergießest Du Dich in Wehklagen? Fürchtest Du Deinen Wittwenstuhl? Siehe hier die Pfleger, die ich zum Schirm Deiner Verlassenheit zurücklasse; fürchte nicht mein Scheiden; denn so lange sie leben, werden sie Dir gewähren, was ich im Leben Dir nur zu gewähren vermochte. Möge in Euch, theure Oheime, so flehe ich, mit denen die Bande der Verwandtschaft mich verbinden, in Euch, Ihr Adligen, die mit Nächsten meines Volkes, die ich sterbend verlasse, die Erinnerung an mich fort leben und fort wirken in Liebe zu meiner Gemahlin und zu unseren Kindern. Das sei der beste Theil der Erbschaft, die ich ihnen hinterlasse." —

Die Oheime und die Großen des Reichs erhoben sich allesammt, und betheuerten wiederholentlich, die Königin und die Prinzen in den treuesten Schutz nehmen und auf das Beste für sie sorgen zu wollen, und verwünschten den, der irgend ihr Wohl vernachlässigen, und seine Pflichten verabsäumen würde. — Und ihre Versprechungen waren redlich gemeint und unverstellt; denn sie konnten nicht ahnen, welch frevelhaftes Spiel ungeheuren Truges mit ihnen gespielt werde, welcher Entartung die menschliche

Natur fähig sei. Der König schien über ihre Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit ganz unendlich erfreut, und völlig beruhigt und getröstet; mit Thränen — mit Freudenthränen — aber nicht mit Thränen der Freude über ihre Liebe, sondern der Freude über seine gelungene List — dankte er ihnen Allen insgesammt, und jedem besonders namentlich, umarmte und küßte sie der Reihe nach, und beschwor sie, bei ihrem gegebenen Worte zu verharren. Mit tiefbewegter Stimme sagte er dann Allen ein herzliches Lebewohl, und ließ sich einen goldenen Becher reichen, um den letzten schönen Bund durch einen letzten Trunk zu festigen und zu besiegeln. Der Becher war aber mit besonderer Kunst gearbeitet, so daß das eingegossene Getränk, wenn es ihn auch nur bis zur Hälfte füllte, dennoch sprudelnd bis oben an den Rand aufstieg, durch den Hauch des Mundes aber bis auf seinen wahren Gehalt wieder zurücksank. Ein tödliches Gift war darin enthalten. Der König ergriff den Becher, that, um jeden Verdacht zu vermeiden, als ob er daraus trinke, und Niemand bezweifelte es, da der Becher, als er ihn absetzte, zur Hälfte geleert erschien; dann gab er ihn weiter, und ließ die Oheime alle der Reihe nach den unheilvollen Trank genießen. Nun aber versicherte er, wie die lange Anstrengung des Festes und der Gespräche ihn auf das Aeußerste erschöpft habe, und bat, ihn der Ruhe zu überlassen. Alle entfernten sich mit inniger Rührung, er sank scheinbar sehr angegriffen in den Thronsessel zurück.

Nicht lange aber hatten die Oheime den Saal verlassen, so wurden die Folgen jenes schrecklichen Trunkes sichtbar, indem diesem schwindlich ward, daß er zu taumeln begann, jener über heftige Schmerzen klagte, und andere in wilde Wuth und Wahnsinn verfielen, so daß

man Anfangs sie alle für betrunken hielt. Bald zeigte sich die Schandthat in ihrer ganzen Größe; ehe noch die Nacht herniedersank, hatten Alle unter den entsetzlichsten Qualen und Schmerzen den Geist aufgegeben. Alle Anzeichen waren da, daß die Unglücklichen durch Gift umgekommen seien; aller Verdacht der Schuld fiel sogleich auf Popiel und sein schändliches Weib. Aber wer hätte gewagt, diesen Verdacht auszusprechen? Wer hätte den Muth gehabt, die Gestorbenen zu beklagen? ja auch nur überhaupt Trauer oder irgend Theilnahme für ihr grausames Schicksal zu zeigen? Die Sterne des Vaterlandes waren untergegangen, und in der düstern Schreckensnacht feierte der Fürst der Finsterniß seine Orgien.

Popiel und seine Gemahlin freuten sich gar sehr des gelungenen Frevels, und ermangelten nicht, den Oheimen schnöden Verrath und Verschwörung nachzusagen; aber durch ein Wunder habe mit plötzlichem Tode das göttliche Gericht sie vor Ausführung ihrer thronräuberischen That ereilt, sie, die Tags zuvor noch mit so heuchlerischer Trauer das Leichenfest ihres Königs und Herrn und nahen Anverwandten begangen hätten. Und um an den Todten noch diese Missethat zu strafen, erließ er den schärfsten Befehl, daß Niemand sich bei Verlust seines Lebens unterfange, die Leichen der Gestorbenen zu berühren oder gar zu begraben; in einen Winkel der Hofburg geworfen, sollten sie unter freiem Himmel unbestattet, ungeehrt, unbeweint vermodern.

Das scheußelige Königspaar stand auf dem Gipfel seiner Wünsche. Die Oheime waren ausgerottet; leicht war es, sich ihrer verwaisten Lande zu bemächtigen. Das Land zitterte in Schrecken vor der Wuth und Grausam-

keit des Tyrannen, und beugte sich seinem Willen in sklavischem Gehorsam. Ungehemmt überließ der König sich nun ganz seinen wilden Lüsten, seinen sittenlosen Begierden, und der Rohheit seiner entarteten Natur, welche nur seine Gemahlin mit teuflischer Kunst nach ihrem Willen zu gängeln verstand, er, ein Tyrann seiner Völker, war ein Sklave seines Weibes.

In nicht gar langer Zeit jedoch überraschte sie mitten in ihren Freveln die Rache des Himmels. Der König saß beim schwelgerischen Mahle, umringt von üppigen Weibern, da ward es laut im Hof und in der Hofburg; mit Entsetzen stürzen die Diener und die Wachen herein. Aus den Leichen der Oheime, die bisher mit Pestgeruch alles erfüllt hatten, waren unzählbare Schaaren von Mäusen hervorgekrochen, immer und immer — eine unermeßliche Fluth — entwickelten sich neue Haufen daraus, erfüllten Hof und Schloß, alle Gemächer, und strömten von allen Seiten auch in den Tafelsaal. Umsonst, sie mit Besen, Schaufeln und Waffen zu verscheuchen und abzukehren; mit grimmigen Bissen fielen sie den König, die Königin, und ihre beiden Söhne an; diese flüchteten sich in ein festes gemauertes Zimmer mit eisernen Thüren, aber die furchtbaren Verfolger wußten das Gemäuer zu durchbrechen. Nirgends mehr war ein Ort im Schlosse, wo sie sich sicher gesehen hätten. Bei Tag und Nacht mußte Popiel in Verzweiflung ringen, das ungeheuerliche Ungeziefer von sich abzukehren. Keine Waffen, keine Mauern gewährten ihm Sicherheit. Zu andern Schutzmitteln greift er. Große Feuerheerde läßt der König um sich und seine Gemahlin und Kinder herum aufrichten, und flackernde Feuer darauf anzünden, in deren Mitte sie sich flüchten; aber auch die Flammen

geben ihnen nicht Hülfe; die Schaaren der Mäuse drin= gen hindurch, und greifen sie an, wie früher. — Auf einem Floß erbaut er einen hölzernen Thurm, flüchtet mit den Seinigen sich hinein, und steuert darauf mitten in den Goplosee, um mit Hülfe des Wassers den un= zählbaren, unabhaltbaren, unermüdlichen Mäuseschwärmen zu entfliehen. Vergebens! Sie durchschwimmen die Fluthen, durchbohren die Nachen, die jenen Lebensmittel zubrachten, zernagen die Balken des Flosses und Thur= mes, und wenn der König nicht in dem Wasser um= kommen wollte, mußte er zum Lande zurückkehren. Hier aber fallen sogleich ihn neue Haufen wüthend an. Alle Elemente, Erde, Feuer und Wasser, versagen dem Em= pörer gegen die göttliche Ordnung und dem Verächter der Götter ihren Schutz. Sein Gefolge erkannte ihn nun als gebrandmarkt mit dem Fluch der Himmlischen und Unteren, und floh mit Entsetzen von ihm, das grause Königliche Mord= und Leichenhaus verlassend. — Aus tausend Wunden blutriefend, schließen die zum Tod Geängstigten, von allen Menschen mit Abscheu verlassen, sich endlich in den höchsten und festesten Thurm des Schlosses ein, aber nicht lange, so erreichen sie hier auch ihre Verfolger. Und zuerst werden die beiden Söhne Lech und Popiel, Angesichts ihrer Eltern, dann die grausame schamlose Königin, zuletzt Popiel selbst von den Mäusen elendiglich zerfleischt, getödtet, und dergestalt aufgezehrt, daß weder Knochen noch sonst die geringsten Ueberbleibsel von ihnen auf Erden zurückblieben. Dann aber verschwanden auch spurlos die furchtbaren Rächer.

So ward das schauderhafte Verbrechen gegen die Oheime an dem sündigen Thäter und seinem ganzen Geschlechte mit unerhörter Strafe gerochen und gesühnt.

Die frommen Bewohner von Kruswice sammelten darauf die irdischen Ueberreste der Oheime, und bestatteten sie feierlich in einem Hügel.

Nach der ältesten Kunde, die wir von diesem schauerlichen Ereignisse in der polnischen Chronik des Martinus Gallus, welche mit dem Jahre 1109 schließt, und aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts herrührt, haben, lautet die Erzählung in einfacher Kürze also: „Es erzählen auch sehr alte Leute, daß Popiel, von der Herrschaft vertrieben, eine so große Verfolgung von Mäusen erlitt, daß er deßhalb von seinem Gefolge auf eine Insel gebracht wurde, und gegen jene Bestien, die ihm dahin nachgeschwommen, in einem hölzernen Thurme sich so lange vertheidigt habe, bis er, von Allen wegen des pestilenzialischen Geruchs der Masse getödteter Mäuse verlassen, im schmählichsten Tode, zernagt von den Ungeheuern, seinen Geist aufgab."

Schon im dreizehnten Jahrhundert aber (bei Kadlubek) hatte die Sage bedeutend an Umfang gewonnen, der später noch zunahm, ohne daß ihr Kern und Wesen jedoch dadurch eine Umwandlung erlitten hätte. Noch jetzt werden bei dem kleinen, — vielleicht kleinsten Städtchen Kruswice, denn es zählt jetzt nur ungefähr 300 Einwohner, — auf einem Hügel am westlichen Ufer des Goplosee's die Ruinen eines achteckigen Thurmes von sehr alterthümlicher Bauart gezeigt, welcher nur unter dem Namen des Mäusethurmes, und als der Schauplatz des Unterganges von Popiel und seinem Geschlechte bekannt ist.

Piast.

Popiel's Geschlecht war mit der Wurzel ausgerottet, wiederum das Land eines Königs ledig, wiederum die Sorge rege um einen neuen Führer des Volks. — Tief war das Vaterland durch die Verbrechen seines Fürsten gesunken, und Gegenstand des Hohnes und der Beraubung Seitens der Nachbaren geworden. Allgemeiner Abscheu herrschte gegen den ganzen Stamm des alten Königsgeschlechts, und dehnte sich auch auf die Kinder der umgebrachten Oheime aus. Diese benutzten die Gelegenheit, machten sich in den Besitzungen ihrer Väter unabhängig, und wurden so, nicht zum Vortheil Polens, aus alten Freunden erbitterte Feinde des einst gemeinsamen Vaterlandes, mit dem sie bald blutige Kriege führten. — Eine neue Fürstenwahl ward endlich beschlossen; die Edlen des Volks kamen bei der Stadt Kruswice zu dem Behufe zusammen; lange ward in der leider herkömmlichen Weise hin und her gestritten, bis nach vielem Gezänk die Erinnerung an ein Wunder den Ausschlag gab, das zwar schon vor mehreren Jahren geschehen, jedoch noch im frischen Andenken Aller war.

Es begab sich nämlich im Jahre 901, daß Popiel in seiner Königsburg zu Kruswice das Haarbeschneidungsfest seiner beiden Söhne nach heidnischer Sitte beging, und zu dem Festmahle viele Edle und Freunde eingeladen hatte. Nach dem verborgenen Rathschluß Gottes kamen auch dahin zwei Fremde, die aber nicht nur nicht zum Gastmahl eingeladen, sondern sogar bei ihrem Eintritt in die Stadt mit beleidigenden Schmähungen zurückgewiesen wurden. — Abgeschreckt durch solch ungast-

liches Benehmen der Bürger gingen sie in die Vorstadt zurück, und blieben zufällig vor der Hütte eines Bauern stehen, der dem Fürsten gehörte. Dieser, von Theilnahme für die Fremden ergriffen, lud sie trotz seiner Armuth freundlich ein, und bot ihnen auf das Freigebigste, was seine Armuth zu bieten vermochte. Dankbar nehmen sie seine Einladung an, traten in die Hütte, wurden von den Hausleuten herzlich umarmt, und gebeten, sich niederzulassen. — „Wohl — sprachen sie — freuet Euch, daß wir zu Euch gekommen sind; denn unsere Ankunft wird Euch Glück bringen, und an Euren Nachkommen werdet Ihr Freude und Ehre erleben." — Der Bauer hieß Piast, war ein Sohn des Choszysko, und seine Frau ward Rzepica (nach Anderen Repka oder Rapicza) genannt, beide waren weit bekannt, allgemein geliebt und geachtet wegen ihrer Arbeitsamkeit, Rechtlichkeit und Mildthätigkeit. Indem sie sich um die Gäste bemühen und sich mit ihnen unterhalten, lernen sie deren ausgezeichnete Klugheit kennen und beschließen unter Zuziehung ihres Rathes einen bisher geheim gehaltenen Plan auszuführen. Auf die Frage der Fremden, ob man ihnen nicht etwas zu trinken geben könne? antwortete der gastfreie Landmann: „Wohl, Ihr lieben Freunde, habe ich ein Fäßchen abgegohrnen Biers, das ich für das Haarbeschneidungsfest meines Sohnes eigentlich aufgespart hatte; aber was hilft die Kleinigkeit! Wenn's Euch beliebt, so trinkt es aus." Zu gleichem Zwecke hatte er auch ein Ferkel gemästet, das bei der Gelegenheit von ihm mit den Fremden verzehrt werden sollte. Er säumt nicht, dasselbe zu schlachten, und seinen Gästen beides aufzutafeln, läßt sie am Tische Platz nehmen, und spricht: „Fehlt auch den Gerichten das süße

Gewürz, so fehlt doch nicht die süße Würze der Zuneigung." — Und sie antworteten ihm: „„Deine Liebe giebt Deinem Werke den rechten Werth; denn wie viel jemand erstrebt, so viel leistet er, und es kann nicht unschmackhaft sein, was durch das Salz der Liebe gewürzt, und mit dem Honig des Herzens beträufelt wird."" — Und, o Wunder! Wie sie von dem Biere trinken, und von der Speise zulangen, so scheint sich der Vorrath nicht zu mindern, sondern zusehends zu vermehren; denn so wuchs die Fülle des Biers, daß alle vorräthigen Gefäße damit angefüllt wurden, sammt den leeren, die man aus der Hofburg eilig herbeiholte; und wie das Ferkel zerlegt wird, so werden damit wohl zehn Mulden angefüllt. Als dies Wunder Piast und Rzepica sahen, da ahnten sie, daß es ihrem Hause eine große Vorbedeutung sei. Schon dachten sie daran, den Fürsten und seine Gäste zu sich zu laden, aber sie wagten es nicht, ohne vorher die Fremden deshalb befragt zu haben. Diese stimmten ihrer Absicht bei; der König, die Königin, und der ganze Hof sammt allen Gästen würdigen den ärmlichen Bauer ihres Besuchs und der Theilnahme an seinem Gastgebote. Die Fülle des Getränks und der Speisen läßt nicht nach, ungeachtet der großen Zahl der Anwesenden. Nach diesem wundersamen Festmahle aber schoren die beiden Fremden dem Knaben des Piast das Haar, und gaben ihm mit Hindeutung auf seine große Zukunft den Namen Ziemowit. Unvergeßlich war dieses Ereigniß dem Volke, und nachdem letzteres vom Christenthume erleuchtet worden war, glaubte es fest, daß die beiden Fremden Engel oder heilige Märtyrer gewesen seien; auch sollen sie auf die Frage des Piast: wer sie

seien und wie sie hießen? sich ihm als die Märtyrer Johannes und Paulus zu erkennen gegeben haben.

Es war also, wie gesagt, dies wunderbare Begebniß noch in frischem Andenken des zur Königswahl bei Kruswice versammelten Volks, und es kann daher nicht befremden, daß, zumal als bei dem verlängerten Streite über die Krönung des neuen Gebieters die Lebensmittel, und besonders das Getränk anfingen auszugehn, die Aufmerksamkeit auf den Mann gelenkt wurde, dessen Haus von den Göttern selbst in so erstaunlicher Weise war gesegnet worden. Auch will man unter den Versammelten wieder jene beiden seltsamen Fremden bemerkt haben. Man begab sich daher, mehr von Durst als von Hunger getrieben, zum Hause des Piast, und auf den Rath der beiden Fremden gab er ein kleines Gefäß von dem Wunderbier, das er bei dem Haarbeschneidungsfest seines Sohnes Ziemowit erspart und bei Seite gelegt hatte, gern der großen Versammlung preis; und siehe, aus dem kleinen unscheinlichen Gefäße schänkte er fort und fort nicht blos bis zur Sättigung, nein, sogar bis zum Ueberfluß eine solche Fülle des köstlichsten Getränkes, daß es ihnen auf's Neue als ein großes Wunder, und Piast als ein heiliger von den Göttern vorzüglich begnadeter Mann erschien, der allein nur der Krone des Reichs würdig sei.

Am andern Tage erschienen sie daher völlig einig vor seinem Hause, und trugen ihm einstimmig die Herrschaft an. Der bescheidene Mann erschrak darüber nicht wenig, und je lebhafter sie in ihn drangen, die Wahl anzunehmen, desto hartnäckiger lehnte er sie ab, und würde auch fest bei seinem Entschlusse beharrt haben, wenn

nicht die beiden wunderbaren Gäste ihn bewogen hätten, sich nicht länger dem allgemeinen Beschlusse zu widersetzen. So mehr überredet, als aus eigner Ueberzeugung, mehr gezwungen als freiwillig, ward er unter dem lautesten Jubelgeschrei der Edlen und des Volks aus seiner niedren ländlichen Hütte mit seinem Weibe und seinem Sohne in den königlichen Palast geführt. Dennoch ging er in seiner Bauerntracht und in Bastschuhen dahin, und legte im Schlosse erst den königlichen Schmuck an, befahl aber, die Bastschuhe sorgfältig in dem königlichen Schatze aufzubewahren, damit sie seinen Nachkommen zur Mahnung dienen möchten, wie er von niedrigster Herkunft zu der höchsten Ehre gelangt, und wie sie vor allem vor Hochmuth und Ueberschreitung der Schranken der Gerechtigkeit und Mäßigung sich zu bewahren hätten.

Piast erweckte den Funken des Ruhmes der Polen wieder unter der Asche. Mit ihm begann eine neue Fürstenreihe, deren Größe um so erhabener, je unansehnlicher ihr Ursprung war, und welche, viele Jahrhunderte im Reiche blühend, fruchtbar und segenreich fortgewirkt hat. Unter Piast's weiser Regierung herrschte innre Ruhe; er hielt die Feinde im Zaume, und säuberte das Land von Räubern. Aus der Anarchie ging Ordnung, aus der Ohnmacht Stärke, aus der Raserei des Wahnsinns Weisheit hervor. — Um das Andenken an den grausamen Popiel zu vertilgen, verlegte er seine Residenz von Kruswice wieder nach Gnesen, das auch sein Geburtsort gewesen sein soll. Das Eine nur gelang ihm nicht, die abtrünnigen Söhne der Oheime Popiel's, die sich Pommerns, Kassubens, Mecklenburgs und Bran-

denburgs bemächtigt hätten, weder unter seine Botmäßigkeit zu bringen; vielmehr blieben diese stammverwandten Völker fortan böswillige Feinde, die oft das Vaterland furchtbar verheerten.

Seltsam, daß die Sage, die nun schon der historischen Zeit Polens ganz nahe gerückt ist, noch so wesentlich in ihren verschiedenen Ueberlieferungen abweicht. Denn nach dem ältesten Zeugniß wurde nicht Piast, sondern dessen Sohn Ziemowit, der durch alle Jünglingstugenden sich auszeichnete, wegen seines, nicht des Seinigen Verdienst, zuerst zum Kriegsführer erwählt, und dann mit der königlichen Würde geschmückt. Nach den jüngeren Zeugnissen erreichte aber der zum Fürsten gewählte Piast das hohe Alter von einhundert und zwanzig Jahren, und bei seinem Tode ward nach dem einstimmigen Willen des Adels und Volks sein einziger Sohn Ziemowit zum Herzog erkoren und eingesetzt. (Da die Geschichte den Mieczyslaw nur als Herzog vorfand, so mußte die Sage sich natürlich bequemen, das frühere Königthum auf ein Herzogthum herabzusetzen.) Denn schon bei Lebzeiten des Vaters hatte er sich in Krieg und Frieden durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet. Unempfindlich gegen Frost und Hitze, unermüdlich in Anstrengungen, mäßig in Speise und Trank, freigebig, einfach, streng und gütig, versprach er dem Reiche eine glückliche Zukunft, und erfüllte in der That alle Hoffnungen, die von ihm gehegt wurden. Besonders ließ er es sich angelegen sein, die innere Verwaltung, sowohl im Heere, als in der Rechtspflege und anderen bürgerlichen Sachen zu ordnen.

Mieczyslaw.

Ziemowit starb nach einer glücklichen segensreichen Regierung zu Gnesen, und die Krone ward auf seinen Sohn Leszek im Jahre 932 übertragen. Er zeigte seiner Ahnen sich würdig, wenngleich er weniger zum Kriege geneigt war, als sie. Nach mehreren Jahren seiner Regierung ward ihm zur allgemeinen Freude der Unterthanen ein Sohn geboren, welcher den Namen Zemomysl erhielt, und gleichfalls vortrefflich an Körper und Geist gedieh, und den Ruhm der Tugend, Tapferkeit und Weisheit mit Recht davon trug. Er bestieg nach Leszek's Tode den väterlichen Thron, aber zu seinem tiefen Bedauern blieb seine Gemahlin mehrere Jahre kinderlos. Endlich ward sie gesegnet, doch wehe, der Tag so hoher Freude ward auch zugleich zu einem Tage tiefer Trauer. Denn das Kind ward blind geboren, und die Kümmerniß über dieses Unglück steigerte sich bei den Eltern noch dadurch, daß ihnen auch ferner keine Kinder mehr geschenkt wurden.

Ungeachtet der Sohn zu ewiger Blindheit verurtheilt schien, ließ der Vater, der ein Gott wohlgefälliges Leben führte, dennoch ihm eine äußerst sorgfältige Erziehung geben. — So erreichte der Knabe das siebente Jahr, und der Herzog ordnete ein großes Fest zu seiner Haarbeschneidung an, wobei er den Namen Mieszko erhielt, mit Beziehung darauf, daß er seit seiner Geburt wegen seines anscheinlich unheilbaren Uebels seinen Eltern so viel Betrübniß, wenn auch ohne seine Schuld verursacht hatte.

Während nun der ganze Hof und die Vornehmsten des Volks mit vielen Gästen bei dem Festmahl saßen, und die lauteste Fröhlichkeit in dem Schlosse herrschte, zog jedoch der Fürst sich von dem Jubel zurück, und blieb theilnahmlos, indem er, des Unglücks seines Kindes gedenkend, aus tiefster Brust seufzte. — Da erscholl plötzlich die wunderbare Kunde: der blinde Knabe sei sehend geworden. Unglaublich erschien es dem Vater, bis die Mutter selbst von der Tafel aufstand, zu dem Kinde hinging, und die Wahrheit der Nachricht dadurch bestätigte, daß sie den Knaben in den Saal führte. Unermeßlich war die Freude bei allen Anwesenden, als er die, welche er nie gesehen hatte, an der Stimme wieder erkannte: als er selbst die Wohlthat des Augenlichts fühlte, und sich in Freudenbezeigungen gegen die Eltern erging. Eine tiefe fromme Rührung ergriff die Mutter, ein heiliger Ernst den Vater, und mit den ältesten und vertrautesten Räthen trat er zusammen, um zu erwägen, was das Wunder zu bedeuten habe? Sie erklärten es dahin, daß bisher auch das Polenreich gewissermaßen in Nacht und Blindheit befangen gewesen, daß Mieszko aber von den Göttern bestimmt sei, es zu erleuchten, und zu einem Glanze empor zu führen, womit es alle andere Nationen überstrahlen werde. — Damals mochte solche Deutung wohl zulässig scheinen; die Folgezeit aber lehrte bald die richtigere Deutung, und bewährte die erstere in einer vollkommneren Weise, als diese ursprünglich gemeint war.

Bei dem im Jahre 963 erfolgten Ableben des Zemomysl wurde Mieszko nach so wunderbarem Vorgange ohne Widerspruch zum Herzog der Polen ausgerufen. Nicht schien in den ersten Jahren seiner Regierung von der Vorsehung die Verkündigung erfüllt werden

zu wollen, die das Haupt des siebenjährigen Knaben schon mit dem Schimmer der Glorie umgab; denn unglücklich war er in seinem ersten Kriegszuge gegen den deutschen Heerführer Gero, welcher die Slaven in Pommern und Polen angegriffen hatte, und auf's Haupt schlug. Dabei, meldet die Sage, liebte der junge Fürst, wenn er im Uebrigen auch die väterlichen Tugenden bewahrte, doch mehr als billig die Sinnenlust: denn er hielt sich sieben Kebsweiber; aber — und darin mochte ein Wink des Himmels erkannt werden — es gelang ihm zu seiner großen Betrübniß nicht, einen Erben zu erzielen. Die Gefahr, mit welcher er sein Reich von der wachsenden Kraft des deutschen Kaisers bedroht sah, trieb ihn an, sich näher dem Böhmenherzog Boleslaw, der sich in ähnlich bedrohter Lage befand, anzuschließen; die nahe Stammverwandtschaft ihrer Völker half das Freundschaftsbündniß der beiden Slavenherzöge befestigen. Im Jahre 965 bewarb sich Mieszko um die Hand der Dubrawka, der Tochter des Herzogs Boleslaw, welche lateinisch Bona, d. h. die Gute, genannt ward, und nicht blos dem Worte nach, sondern auch in der That diesen Namen führte.

Dubrawka war dem Christenglauben eifrig zugethan; mochte anfangs ihr Herz und ihre Seele sich auch sträuben, die Hand einem heidnischen Manne hinzugeben, in dem Wunsche ihres Vaters erkannte sie den höheren Wink des Vaters im Himmel, der zu Großem und Herrlichem sie zu berufen schien. Mit glänzender Pracht und großem Gefolge zog die Prinzessin in Gnesen ein, und das Vermählungsfest ward in demselben Jahre 965 noch gefeiert. Tief aber bekümmerte sie es, den Gemahl in den Irrthümern des heidnischen Götzendienstes verstrickt

zu sehen; nicht blos hatte er schon seine Kebsweiber vor der Vermählung entlassen müssen: rastlos arbeitete sie auch mit geängstigtem Gemüth, sich mit ihm im Glauben zu vereinigen, und vor den Gefahren des ewigen Verderbens seine Seele zu bewahren. Sie unternahm daher das Werk seiner Bekehrung; der Glaube lieh ihren Worten die siegende Kraft, und im folgenden Jahre hatte sie die Freude, daß Mieszko sich zu den Lehren Christi bekannte, und er sich entschloß, den heidnischen Irrthümern zu entsagen, und in die Gemeinschaft der christlichen Kirche einzutreten. Er versprach für sich und sein Volk die Annahme der Taufe. — Die Vornehmsten des Volks wurden zu dem großen Akte nach Gnesen beschieden, und hier empfing mit ihnen der Herzog das heilige Sakrament, bei welchem er den früheren Namen Mieszko ablegend, den neuen Namen Mieczyslaw empfing; und auch seine Schwester wurde getauft, und erhielt den Namen Adelheid. Dann aber wurde des Herzogs Ehebund mit Dubrawka auf's Neue christlich eingesegnet.

Nun aber ward erst erfüllt, was dem siebenjährigen Knaben bei seinem Haarbeschneidungsfest verkündigt ward: nun erst war es gestattet, das damalige Wunder nach der Wahrheit zu deuten. Denn bis dahin schmachtete Polen noch in der Nacht des Heidenthums; bis dahin war das Auge Mieszko's dem himmlischen Lichte der göttlichen Wahrheit verschlossen: nun aber öffnete es sich dem ewigen Lichte; das Eis des Unglaubens schmolz, und des Polenvolkes wilde Rebe ging in den wahren Weinstock des Lebens über, und es ward dem Tode der Ungläubigkeit entrissen. „So machte — sagt Martinus Gallus — nach billiger Ordnung der allmächtige Gott den Mieszko zuerst leiblich sehend, dann geistig, damit er durch das Sicht-

bare zum Unsichtbaren hindurchdringe; und aus der Kenntniß der Schöpfung die Allmacht des Schöpfers erkenne."

Mehrere Tage dauerten die prächtigen Feste zur Feier der Taufe und der wiederholten Vermählung, und vom Herzoge reich beschenkt zogen die Getauften und Gäste in ihre Heimath zurück. Sogleich aber beginnt auch Mieczyslaw, von warmem Eifer für die neue Lehre erfüllt, dieselbe kräftig zu befestigen, gründet die Metropolitankirchen Gnesen und Cracau und außerdem noch sieben Bisthümer und viele Kirchen und Klöster, dotirte sie reich mit Gütern, Einkünften, Zehnten und Kirchengeräth; und der Adel stand nicht an, dem Beispiel ihres Fürsten in gleichen segensvollen Werken thätig zu folgen. Nicht genug aber, den neuen Bau zu gründen, und zu befestigen, es kam auch darauf an, in gleicher Weise das alte verdammliche Heidenthum auszurotten. Deßhalb wurden nach einem strengen, im Einverständniß mit den Großen des Reichs und Edlen des Landes vom Herzog erlassenen Befehl, die heidnischen Idole zerbrochen, und die Bilder der alten Götter und ihre Tempel den Flammen überliefert. Wer jene noch fortan verehrte, sollte am Leben und Gut gestraft werden.

Der Herzog machte mit der Ausführung dieses Befehls in Gnesen selbst den Anfang. Wir erinnern uns, daß, als Lech, der Stammvater der Polen, zum ersten Male nach der Gegend kam, wo nachmals Gnesen von ihm gegründet ward, er ein Schloß auf dem Lechberge und dabei zugleich einen Tempel erbaute, worin er Götzenbilder aufrichtete. Dieser Tempel war ein rohes kunstloses Bauwerk, jener Zeiten roh entsprechend, aus unbehauenen Feldsteinen von sehr geringem Umfange, nur

sechsunddreißig Ellen lang und zwölf Ellen breit, nicht nach architektonischer Regel mit Loth und Waage, sondern so nachlässig gemauert, daß die Umfassungsmauern dicker waren als die Fundamente. Mieczyslaw begann den Vertilgungskampf gegen die alten Götter damit, daß er ihre Bilder aus diesem Gebäude herausriß, und in den nahen See Swiente (jetzt moorige Gärten an der Posener Vorstadt) versenken und den alten Tempel zerstören ließ; dagegen baute er an dessen Stelle eine Kirche zur Ehre des Christengottes, und weihte sie dem heiligen Märtyrer George. Diese, von dem hohen Alter dem Untergange nahe gebracht, wurde im Jahre 1782 wieder hergestellt, doch so, daß noch die Spur des alten Umfangs zu bemerken ist, indem sie auf den alten Fundamenten, ohne daß diese ausgegraben oder verringert worden wären, auferbaut wurde.

Im übrigen Reiche aber ging das Vertilgungswerk nicht so schnell von statten. Denn da fast in allen Städten und Dörfern dergleichen Bilder der Götter und Göttinnen standen, auch wohl an manchen Orten sich Widerspruch gegen den herzoglichen Befehl zeigte, indem das Volk nicht so bereitwillig dem alten Glauben entsagen mochte, so ward als letzter Zeitpunkt der vollständigen Ausführung der siebente März festgesetzt, an welchem Tage dann in ganz Polen alle Götzenbilder, nicht ohne Wehklagen Vieler, welche nur aus Furcht dem Herzog gehorsamten, vernichtet wurden. Und mit solcher Strenge ward auf die Gebote der neuen Lehre gehalten, daß, wer ertappt ward, in der Fastenzeit Fleisch gegessen zu haben, dem die Zähne ausgebrochen wurden. „So — sagt Dietmar von Merseburg — war das in diesen Gegenden neu verkündigte göttliche Gesetz durch solche äußere Ge-

walt besser, als durch die von den Bischöfen angeordneten Fasten und sonstige Bußübungen gefestiget."

Von dieser Götzenzerstörung schreibt sich die Sitte her, welche hier und da sich noch bis auf unsere Zeiten in Polen erhalten hat, daß um die genannte Jahreszeit das Volk sich festlich versammelt, in jubelnder Prozession groteske Strohpuppen, wunderlich ausgeschmückt, durch die Straßen der Dörfer trägt und sie dann in einen See oder Sumpf wirft. — Wogegen ein anderes Volksfest, das im fünfzehnten Jahrhundert noch ziemlich allgemein, und zwar um die Pfingstenzeit begangen ward, und wobei das Volk unter Musik, ausgelassenen Tänzen, und unsittlichen Gesängen Tag und Nacht schwärmend, gar tollen Unfug trieb, mit ähnlichen Festen aus der Heidenzeit zusammenhängen soll, und Stado genannt wird, d. h. Heerde, oder Koppel, weil die Bevölkerung der ganzen Gegend in großen Schaaren dazu zusammenströmte.

Twardowski.

Unter allen berühmten Männern vergangenen Jahrhunderte giebt es nicht leicht einen, von dem so viele Erinnerungen und so wenig Gewißheit vorhanden wäre, als von Twardowski, seinem Leben und seinen Thaten. Sein Geschlecht, seine Vorfahren, das Jahr seiner Geburt, seines Todes, ja beinahe die ungefähre Zeit seines Lebens sind unbekannt. Der Name Twardowski kommt zwar häufig in der polnischen Geschichte vor, und ihn führten bedeutende Männer; auch leben noch Familien dieses Namens, sie wollen aber nicht als Nachkommen des berühmten Zauberers gelten, und führen ihren Stammbaum nicht auf ihn zurück. Vergebens sucht man nach einem alten polnischen oder lateinischen Volksbuche, worin vollständig, ähnlich unserem Eulenspiegel und Faust, seine Thaten erzählt waren. Der Held gehört ausschließlich der Tradition an, und diese ist um so reicher, je ärmer die Schriften über ihn sind; sie erstreckt sich durch ganz Polen, von Cracau bis Bromberg und Fordon, und von der schlesischen Grenze bis nach Podlachien, Masovien und bis zum Dnieper. Kein Wunder, daß neuere Dichter die

phantastische Figur häufig zum Helden von Romanen, Dramen, Opern und andern Dichtungen benutzt haben; fast alle aber haben nach dem eignen Urtheil seiner Landsleute ihm mehr oder weniger das eigenthümliche nationelle Gewand abgestreift, und ein deutsches oder italienisches ihm angezogen; Faust und Don Juan machten ihren Einfluß auf diese jüngeren Dichter wechselsweise geltend. Treuer hat Twardowski's Charakter die noch im Volksmund lebende Tradition bewahrt. Es sei hier im losen Zusammenhange mitgetheilt; denn schwierig ist es, eine bestimmte Ordnung in seine Biographie zu bringen; er lebte, starb, und verjüngte sich wieder, ja, lebt noch, und die Tradition sagt nicht, in welcher Epoche diese oder jene That von ihm vollführt ist. Der staunenswerthen Thaten aber sind unzählige, und reich und vielbewegt ist sein Leben.

Twardowski war ein ächter Edelmann von Mutter- und Vaterseiten; schon sein Name bezeugt es; denn die polnischen Namen auf ski sind eigentlich und ursprünglich nur Ableitungen von dem Namen des Orts, welcher der Familie gehörte, und nach dem sie sich zu nennen pflegte. Twardowski besuchte die hohe Schule zu Cracau. Nirgends war im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Mathematik, Chemie und Astrologie so sehr in Flor, als auf jener Universität; Hochgebildete hielten Mathematiker und Magier für gleichbedeutend; Mathematik, Astronomie und Astrologie waren die Hülfsstudien für die Schwarzkunst, und selbst Könige warfen sich Goldmachern und Schwarzkünstlern in die Arme. Ein aufstrebender Geist, wie Twardowski, mußte zu dieser Kunst sich unwiderstehlich hingerissen

fühlen. Er wollte die Geheimnisse der Natur erforschen, aber nicht, um sich immer tiefer in deren Studium einzugraben, sondern um sie praktisch zu benutzen. Ein Jüngling voll Heiterkeit und Frohsinn, stets zu ausgelassenen Streichen aufgelegt, gewohnt, als ein Mann von Stande splendid zu leben, studirte er die Schwarzkunst, um durch sie sich einen unerschöpflichen Geldbeutel zu verschaffen, und — als kein Freund vom Sterben — eine Arznei gegen den Tod zu finden.

Die Ebene von Krzemionki, in der die Stadt Podgorze erbaut ist, von einer Kette von Kalkbergen umgeben, erregte seine ganze Aufmerksamkeit; dort suchte er in den Adern des festen Gesteins nach kostbaren Metallen; aber vergebens. Dort und auf dem Grabhügel des Krakus sah man ihn oft Nächte lang einsam verweilen, und schon ward er verdächtig, daselbst mit dem Bösen zu verkehren. Endlich fand er zu seiner größten Freude in einem alten Buche die Kunst aufgedeckt, wie man den Teufel heraufbeschwören könne. Alsbald verläßt er in einer Nacht Cracau, wo er auch als angesehener und glücklicher Doktor kurirte, in aller Stille, geht in die Schluchten von Krzemionki, und beginnt, den Teufel zu citiren. Satan ließ nicht auf sich warten, und die Beiden schließen, wie es damals Gebrauch war, einen Vertrag miteinander. Der Böse lehnt sich an eine Felswand, zieht eine Ochsenhaut hervor, und schreibt darauf, auf seine Knie sich stützend, eine lange Urkunde, und reicht sie dem Twardowski hin, damit er sie mit dem Blut aus seinem Herzfinger unterschreibe. Der Jüngling las sie aufmerksam durch; unter vielen andern Bedingungen des Vertrages war auch die, daß der Teufel so lange weder an den Leib noch die Seele Twar-

dowski's einen Anspruch haben solle, als dieser sich nicht von ihm in Rzym (d. h. Rom) betreten lasse. Bis dahin habe er aber über den Bösen als unumschränkter Herr zu gebieten. Twardowski unterschreibt; der Bund ist geschlossen. Zugleich erhielt der Jünger vom Bösen einen Zauberspiegel, um damit in größerem Umfange die Schwarzkunst zu üben.

Zunächst zwar blieb noch Cracau der Schauplatz seiner Thaten. Vom Schüler erhob Twardowski sich zum Lehrer, und nicht mit Unrecht behauptete das Volk, in den Bergen von Krzemionki habe er eine negromantische Schule errichtet. Dort wird noch jetzt ein Platz in einem tiefen schluchtenvollen Bergkessel gezeigt, den man Twardowski's Katheder zu nennen pflegt, wo er seinen Schülern Vorlesungen und mit seinen Geistern Berathungen hielt. In seiner Schule ließ er aber keine weise Frauen zu, denn obwohl auch diese sich auf Hexereien und Zaubereien verstanden, so trieben sie diese Kunst doch nur auf die alte hergebrachte gemeine Weise mit Hülfe von Kräutern, während er als Gelehrter und tiefer Eingeweihter sich des edleren Spiegels bediente. — Nicht immer scheint ihm der Teufel unterwürfig gewesen zu sein; denn noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zeigte man in Cracau ohnweit des Schloßthors ein Haus, dessen gespaltene Wände und zerrissene Umfassungsmauern einen harten Kampf zwischen Twardowski und dem Satan bezeugen sollten, als dieser sich jenem zu widersetzen und seinen Dienst ihm zu versagen wagte.

Diese Dienste, die von ihm gefordert wurden, waren allerdings nicht leicht. Twardowski befahl ihm zum Beispiel, alles in der Erde von ganz Polen befindliche

Silber an einem Ort zusammen zu häufen, und mit Bergen zu bedecken. Der treue Knecht gehorcht, und so entstanden die nachmals so berühmten Silber- und Bleigruben von Olkusz, einer früher dadurch sehr bedeutenden, jetzt aber fast ganz in Ruinen liegenden Stadt in der Woywodschaft Cracau.

Nach dem Glauben der Bergleute sitzt auch noch heute Twardowski in den Salzgruben von Bochnia und Wieliczka verborgen, wo er wirkt und schafft, und es scheint auf ihn die Macht des älteren Skarbnik, des Herrschers über alle in polnischen Landen verbreitete Metallschätze, von der Sage übertragen zu sein.

Sodann hieß Twardowski den Teufel einen hohen Berg auf den Sandfelsen setzen, doch so, daß die breite Seite zu oberst, und die Spitze zu unterst käme. Der gehorsame Knappe thürmte, wie ihm befohlen war, den Berg in der vorgeschriebenen Gestalt auf den Berg, der noch bis auf den heutigen Tag so dasteht, und Falkenfels genannt wird.

Ebenso mußte er nach der unerschöpflichen Laune seines Herrn die ungeheuren Steinmassen bei Pieskowa, Skala und Czerwiensk zusammenhäufen, und in einer einzigen Nacht die weiten und tiefen Teiche von Krzyżyn ausgraben.

Twardowski verdroß es fast, daß der Teufel so erstaunlich schnell seine schwierigsten Aufgaben ausführte; denn oft ward ihm seine Gegenwart lästig, und er dachte darauf, ihn auf längere Zeit zu beschäftigen. Darum befahl er ihm, einen Damm durch die Weichsel zu bauen. Das Ding war freilich schwierig, denn die Söhne des infernalischen Pechpfuhls lieben das reinigende Element des Wassers nicht, und weichen ihm gern aus. Dennoch

machte der Teufel sich rüstig an's Werk, und warf ungeheure Steinmassen in den Strom; aber was er heute gebaut, versank und verschwand am nächsten Tage schon wieder; unermüdlich und zähneknirschend vor Grimm schafft er immer neue Steinblöcke vom größten Umfange herbei, und schon triumphirt er über den fast vollendeten Bau. Da braust der aufgestaute Strom schäumend auf, und hin stürzt im Hui das riesige Werk und wird von den brausenden Strudeln von dannen geführt. Satan fletschte die Zähne gegen das feindselige Element, und wagte lange vor Scham nicht, vor seinen Herrn zu treten; von dem Bau stand er nun aber ab. In der Nähe der Stadt Fordon, etwas stromaufwärts, liegen noch in der Weichsel die letzten Trümmer dieses Dammes in ungeheuren Steinblöcken, die fast den Fluß in eine andere Richtung gedrängt haben, zum großen Aergerniß der Strompolizei.

So geschah alles sogleich, was Twardowski nur wünschte. Bald ritt er auf einem gemalten Pferde, als wäre es ein wirkliches Thier; bald setzte er sich rittlings auf einen Hahn, und jagte darauf durch die Lüfte; bald flog er auch ohne Flügel umher, setzte sich mit seinem Mädchen in ein Boot und schiffte ohne Ruder und Segel den Weichselstrom auf und ab, oder nahm zauberische Gläser und zündete damit auf hundert Meilen weit Häuser und Dörfer an, oder alten Weibern die Röcke auf hundert Schritte.

Derartiger Abenteuer indeß endlich einmal müde, verliebte er sich sterblich in ein schönes Fräulein. Er wollte dasselbe alles Ernstes heirathen, aber das Fräulein setzte eine Bedingung auf ihre Einwilligung. Sie hatte nämlich in einem Fläschchen ein Thier, und ließ jeden ihrer Freier, deren sie gar viele hatte, auf den Namen

dieses Thieres rathen. Twardowski verkleidet sich als Bettler, und geht so zu der Schönen. Schon von Weitem zeigte sie ihm das Fläschchen und fragte ihn sogleich:

„Wurm oder Schlange, was für ein Thier?
Wer das erräth, vermählt sich mir."

Twardowski erwiderte darauf: „Das ist eine Biene, gnädiges Fräulein." — Und so war es auch in der That, und am Tage darauf wurde die Hochzeit gefeiert.

Frau Twardowska scheint indeß noch andere Eigenschaften als Schönheit besessen, und zu Zeiten an eigenthümlichen Passionen gelitten zu haben, die zu kuriren selbst ihrem Gemahl nicht immer gelang, weßhalb im Ehekalender auch häufiger Sturm als Sonnenschein und heiteres Wetter zu lesen war. In ihren absonderlichen Neigungen baute sie sich unter andern auf dem Markte zu Cracau ein kleines Häuschen von Lehm, und verkaufte darin Schüsseln, Töpfe und anderes irdene Geschirr. Ihr Gemahl, aus Verdruß darüber, fuhr dann regelmäßig, als reicher Herr in glänzender Karosse mit einem zahlreichen Gefolge an ihrer Bude vorbei und quer durch die Haufen der auf der Erde vor derselben ausgebreiteten Töpferwaaren, und was nicht Pferde und Wagen zerstampften und zermalmten, mußten seine Diener zerschlagen. Das gab ein ungeheures Halloh unter dem umstehenden Volke und den zahlreich versammelten Gassenbuben, und wenn seine Gattin in äußerster Wuth nun auf ihn und die jauchzenden Anwesenden schimpfte, und in den gottlosesten Ausdrücken sie verfluchte, dann lehnte er sich im schönen Wagen behaglich zurück, und lachte aus Leibeskräften. — So oft die Scene sich auch wiederholte, es konnte bei der Frau Twardowska nichts ver-

fangen. Ja, als der zärtliche Gatte sie sogar einmal dem Teufel unter der Bedingung abtreten wollte, daß dagegen ihr Vertrag aufgehoben werde, fand dieser das Geschäft nicht annehmlich, und dankte für das Anerbieten. — — —

Geld hatte Twardowski wie Sand am Meere; der Teufel mußte ihm so viel bringen, als er haben wollte. Einst kam er in einen dunklen Wald. Wie er so allein sich in der dichten ungeheuerlichen Wildniß befand, versank er unwillkührlich in ein tiefes Nachdenken. Plötzlich steht der Böse vor ihm, und fordert ziemlich roh und heftig (denn Twardowski hatte seine Zaubergeräthe mitzunehmen vergessen, deren bloßer Anblick den gefürchteten Teufel schon in Angst setzte und seine Ungeschliffenheit in Zaum hielt), daß er sich unverzüglich nach Rom begeben solle, da er ihm nun lange genug gedient habe. Satan hatte sich aber in seinem Meister geirrt, denn dieser ward zornig und zwang durch die Gewalt seiner Bannsprüche den Uebermüthigen zur Flucht. Zähneknirschend reißt der Satan eine Fichte mit starken Wurzeln aus der Erde, und schleudert sie mit solcher Kraft nach den Füßen des Edelmanns, daß diesem das rechte Bein zerschmettert ward. Dann aber machte er sich schleunig aus dem Staube und hinterließ nur einen pestilenzialischen Schwefelgeruch. Von jenem Ereigniß blieb Twardowski lahm; er mußte sich gefallen lassen, fortan Hinkefuß zu heißen.

Ein merkwürdiges Denkmal des berühmten Zauberers ist der metallne Spiegel, welcher sich noch bis auf den heutigen Tag in der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Grafen Krasinski prächtig erbauten Kirche zu Wegrow in der Woywodschaft Podlachien befindet.

Er ist 22 Zoll hoch und 18 Zoll breit, und in einem altmodischen schwarzen Rahmen eingefaßt, auf welchem mit weißen Buchstaben folgende Inschrift zu lesen:

Luserat hoc speculo magicas Twardowius artes;
Lusus at iste Dei versus in obsequium est.

d. h.

„Mit diesem Spiegel trieb Twardowski magische Künste;
Aber in Gottesfurcht wurde gewandelt sein Thun."

Die Inschrift schließt sich also der Meinung an, daß Twardowski's Seele nicht der Hölle verfallen ist, sondern gerettet ward. Twardowski verstand es, mittelst dieses Spiegels böse Geister aller Art und auch die Schatten Verstorbener zu citiren, und das Instrument ist dergestalt noch jetzt von der teuflischen Kunst angesteckt, daß, wer es wagt, lange unverwandt hineinzublicken, von furchtbaren ungeheuerlichen Gestalten erschreckt wird, die darin erscheinen. Anfangs bedienten sich desselben die Priester der Kirche zu Wegrow, besonders wenn sie sich zur Messe ankleideten, standen nachmals aber davon ab, da sie jedes Mal durch die entsetzlichsten Teufelsfratzen, die ihnen daraus entgegenfletschten, erschreckt wurden. Dem Herrn Narbut, der den Zauberspiegel an Ort und Stelle untersucht und in der Zeitschrift Kolumbia beschrieben hat, versicherten alles Ernstes die ältesten Kirchendiener, daß sie selbst noch die Teufelsgestalten darin gesehen hätten. Der Spiegel ist gegenwärtig unten, etwa im vierten Theil der Höhe, querdurch zersprungen, und dieser untere Theil wiederum in zwei ungleiche Theile zerplatzt, von oben nach unten. Der Schade scheint die Folge eines hohen Falles zu sein; der Ortssage nach soll jedoch ein frommer Priester das Kunstwerk durch einen heftigen Schlag mit dem großen Kirchenschlüssel zertrüm-

mert haben, in Folge dessen sich die schreckenden höllischen Gestalten nicht mehr darin gezeigt haben sollen. Nichtsdestoweniger ist er zu mehrerer Sicherheit in der Sakristei der Kirche hoch oben über der Eingangsthür aufgehängt, um ihn den Augen des Volks zu entziehen. Narbut hat unter keiner Bedingung die Kirchendiener bewegen können, ihn von der Wand abzunehmen, damit er ihn näher untersuchen könnte. Nur mit Noth fand er endlich einen so dreisten Greis, der in einer andachtsfreien Stunde ihm eine Leiter ansetzte, und ihm hinaufzusteigen und den Spiegel zu berühren erlaubte. Jedoch mit Angst und Zagen sah er dem bedenklichen Unternehmen zu, und faßte in der Ausgangsthür Posto, um bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr sich sofort in Sicherheit setzen zu können, bevor der losbrechende Teufelsspuk auch ihn in seine halsbrechenden Strudel mit fortrisse.

Der Spiegel ist ziemlich dick, aus schönem weißen Metall, vortrefflich geschliffen, dabei aber dick mit Rauch und Schmutz bedeckt. Auf der Rückseite scheint er besondere Eindrücke zu haben und ist gewiß ein Ueberbleibsel von hohem Alterthum. Die Priester zu Węgrow versicherten, daß er zum Kuriositätenkabinet, das im Hause des Grafen Krasinski sich befand, gehört habe, und vom frommen Gründer dieser Kirche an sie abgegeben worden sei. Ohne Zweifel hat jenes Kabinet noch manche andere magische Apparate Twardowski's enthalten; wie man sagt, war der Zauberer mit dem Krasinski'schen Hause verwandt.

Man kennt die heiße und zärtliche Liebe des Königs Siegismund August, der von 1548 bis 1572 regierte, zu seiner Gemahlin Barbara, Tochter des Gregor von Radzivill, Kastellans von Wilna, berühmt

als die größte Schönheit ihrer Zeit. Nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Palatin von Troki, Stanislaus Gastold, vermählte sich Siegismund August nach dem 1548. erfolgten Ableben seiner ersten Gemahlin Elisabeth, Tochter des römischen Königs Ferdinand, mit ihr heimlich unter nachdrücklichem Widerspruch der beiderseitigen Familien, und stark lehnte die Nation sich nachher, als er öffentlich seine Vermählung proclamirte, dagegen auf, da eine solche Staatsaction nicht ohne Zustimmung der Reichsstände hätte vorgenommen werden sollen. Nach kurzer Zeit, schon im Jahre 1551, starb die Königin Barbara am Krebs nach Einigen, nach Anderen an Gift, indem sie schon bald nach ihrer Krönung an zu kränkeln begann. Der König zeigte sich während ihrer Krankheit als der liebevollste Gatte. Als sie langsam dahinsiechte, und schon lebendig fast verweset war, wachte er Tag und Nacht an ihrem Bette. Als sie gestorben, mochte der König sie nicht in Cracau begraben lassen, sondern ließ ihren Leichnam mit ausnehmenden Kosten nach Wilna bringen, entweder weil er ihr dort ihre Ruhestätte versprochen hatte, damit sie auf heimathlichem Boden ruhe, oder weil die Polen ihr, der Litthauerin, stets feindselig gesinnt waren. Der König selbst begleitete den feierlichen Trauerzug, stieg vor den Ortschaften, die er durchzog, vom Pferde, und ging trotz Sturm und Unwetter, zu Fuß hinter dem Sarge her. Sie ward zu Wilna in der Kirche des Heiligen Stanislaus beigesetzt.

Siegismund August war zerknirscht von dem Verlust seiner geliebten Gemahlin. Alle von ihr benutzten Sachen bewahrte er höchst sorgfältig auf, und netzte sie oft mit Thränen; kein Wunder, daß er heiße Sehn-

funft trug, die süße Gestalt ihr seinem Erdenleben noch einmal wieder zu sehen. In einer Schrift des Joachim Possel, Leibarztes des Königs Siegismund III., wird hiermit in Zusammenhang Folgendes gemeldet:

„Siegismund August, durch den Tod seiner geliebten Gemahlin, Barbara Radziwill, auf das Tiefste betrübt, begehrte, wenigstens ihren Schatten noch einmal zu sehen. Schon in seiner zarten Jugend hatte er unzählige Male gehört, wie sich die Geister der Verstorbenen entweder freiwillig, oder durch Zauberkunst herbeigerufen, zu zeigen pflegen. An der Möglichkeit, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, zweifelte er daher im Geringsten nicht, und vertraute dieses sein heißes Begehren seinen Hofleuten an, die miteinander darin wetteiferten, alle noch so leisen Wünsche ihres Gebieters zu erfüllen. Man brachte also von allen Seiten Leute nach Hofe, die der Zauberkunst wohl kundig waren, und versprach denjenigen, der es vermöchte, des Königs Sehnsucht zu befriedigen, eine ungemein reiche Belohnung. Twardowski unternahm, was kein Anderer gewagt hatte, und versprach dem Könige, die Königin Barbara vor seinen Augen erscheinen zu lassen. — Siegismund vertraut diesem Versprechen, und harrt mit Ungeduld der Stunde, die zum großen Werke bestimmt war. Als sie endlich erschienen, verwarnt ihn der Zauberer, er möge ja ohne ein Wort zu reden, beim Anblick der verstorbenen Gattin sich auf seinem Sitze ganz ruhig verhalten, weil er sonst für sein Leben nicht einstehn könne. Siegismund August unterwirft sich einer so harten und schwierigen Bedingung, um nur das Ziel seiner Wünsche zu erringen. Das Gespenst, aus dem Reich der Schatten hervorgerufen, erscheint in dem Zauberspiegel. Kaum vermochte

Twardowski den König auf seinem Sessel festzuhalten. Endlich riß er sich mit aller Gewalt los und stürzte hin, den lieben Schatten zu umarmen. Da verschwand das Gesicht." —

Noch nicht ein Jahr nach diesem Ereigniß vermählte der betrübte König sich zum dritten Male, mit einer leiblichen Schwester seiner ersten Gemahlin, Catharina, die Wittwe des Herzogs von Mantua, Franz Gonzaga, im Jahre 1553.

In derselben Possel'schen Handschrift wird auch folgendes Abenteuer Twardowski's erzählt:

In Bromberg wohnte ein polnischer Edelmann, der, nachdem er sein schönes, von den Vorfahren ererbtes Vermögen verpraßt hatte, zwecklos im Lande umherstreifte. Zu derselben Zeit kam zufällig auch Twardowski nach Bromberg. Der Verschwender schließt Freundschaft mit ihm, erzählt seine hülflose Lage, und fleht ihn an, er möge mit seiner wunderbaren Kunst ihn dem Elende entreißen. Twardowski erbarmt sich seiner, und giebt ihm folgenden Rath: „Eile nach einem weit entlegenen Ort, und suche eine leere Hütte auf. Wenn dann die Nacht beginnt, so ziehe aus der Tasche neun Geldstückchen hervor, und zähle sie ohne Unterlaß von Eins bis Neun, und rückwärts wieder von Neun bis Eins, und zähle immer fort, bis es zu tagen beginnt. Nur mußt Du ja im Zählen Dich nicht irren, denn sonst ist alle Mühe vergebens. Vor Geistern brauchst Du Dich nicht zu fürchten, denn ich gebe Dir mein Wort, daß diese Dir nichts Böses zufügen werden. Erfüllst Du alles treulich, was ich Dir gesagt habe, so wirst Du schändlich ein reicherer Herr, als Du gewesen bist."

Der arme Mensch gehorchte des Zauberers Rath; er findet eine leere Hütte auf, setzt sich hinein, und zählet nun mit aller Anstrengung neun Groschen hin und her. Schon fing es ganz schwach an zu tagen, als ihm der Teufel in Twardowski's Gestalt erschien, zu ihm hintrat und fragte: ob er sich nicht geirrt habe. Der arme Edelmann verneinte es freudig. — „So rechne weiter — sagte der Böse darauf — denn der Morgen ist nicht mehr fern." Er sprach's und verschwand.

Der Gute will weiter zählen, aber nun weiß er nicht, wo er stehn geblieben ist. Es war aus mit all dem schönen Reichthum! Verzweiflungsvoll verläßt er die wüste Hütte; da vertreten ihm Teufel den Weg, und schlagen und zerzausen ihn so sehr, daß er sich kaum nach der Stadt zurück zu schleppen vermochte. Voll Reue über seine That ging er in ein Kloster, und weihte sein Leben der Buße.

Twardowski hat Bücher von ungeheurem Umfang geschrieben, die ihm von einem Orte zum andern, wie er es befahl, von selbst folgten. Und zwar schrieb er das Meiste in Versen; sonst hätten die Polen, die einen absonderlichen Geschmack an Versen finden, ihn nicht als einen Gelehrten anerkannt.

Besonders merkwürdig ist ein großes Buch von ihm über die Schwarzkunst, von welchem der Jesuit Felix Naramowski, Doktor der schönen Künste an der Universität zu Wilna, in seiner sarmatischen Geschichte folgendes berichtet: „An der Klaue — sagt er — erkennt man den Löwen, und das Leben des Menschen an seinen Werken. Wie jener Zauberer Twardowski gelebt hat, wie er umgekommen ist, das beweist jenes Zauberbuch, das nach dem Tode Siegismunds II. dem Jesuiter=

kollegio zu Wilna geschenkt ward, wovon P. Szpot in seinen Handschriften berichtet: er habe aus dem Munde des P. Daniel Butwil, damals Mitvorstehers der Wilnaer Bibliothek, davon gehört, und es sei ihm ein abgesonderter Ort von ihm gezeigt worden, wo dieses Buch mit einer eisernen Kette an der Wand befestigt war. Als dieser ehrwürdige Vater aus Neugier nach seinem Inhalt es aufgeschlagen, und darin zu lesen angefangen, habe sich plötzlich in der Bibliothek ein schrecklicher Lärm erhoben, und der Ort sich mit Geistern erfüllt. Voll Schreck, kaum Zeit sich lassend, das Buch wieder zuzuschlagen, sei er in ein an die Bibliothek anstoßendes Zimmer entflohen, und habe die Nacht sehr übel in Schlaflosigkeit zugebracht. Am folgenden Morgen sei er mit den übrigen Bibliothekaren wieder in den Büchersaal gegangen, aber das Buch sei verschwunden gewesen; wohin es gekommen und von wem es weggebracht worden, habe er nicht ermitteln können. Wahrscheinlich, so glaubt man, sei es mit seinem Verfasser dahin gekommen, wo dieser seine Strafen abbüßt."

Twardowski's Kunst wirkt noch fort, denn noch jetzt wird häufig über das Verschwinden von Büchern aus den Bibliotheken Polens geklagt. Später soll jenes Zauberbuch wieder in der Bibliothek zu Cracau sichtbar geworden sein, ohne daß man weiß, wie es dahin gelangte, und ward den Neugierigen als Twardowski's Werk gezeigt. Doch scheint es auch diesen sich schalkisch wieder entzogen zu haben, denn nach den Ermittelungen der Gelehrten Th. Czacki, Przybylski und Bandtkje ist jenes berühmte Buch nur ein encyklopädisches Werk des Paul Zydek oder Zydko (d. h. Judenkind) von Prag, eines Böhmen von Geburt, und Schülers der Cracauer

Universität, der es um 1459 verfaßte, und in solchem Mangel lebte, daß er an einer Stelle bemerkt: „Ich, Magister, ältester Doktor von Cracau, Wien, Padua, Bologna und Böhmen, bin in Prag jetzt in solcher Noth, daß ich nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen soll, während das Vieh und jeder Hund doch sein Lager kennt. So gewähren nicht immer Wissenschaft und gelehrte Titel Unterhalt und Auskommen."

Nach vielen vergeblichen Versuchen entdeckte Twardowski endlich ein sicheres Mittel, dem Tode zu widerstehen; denn vom Sterben war er, wie gesagt, kein Freund. Einige Jahre vor seiner Entführung durch den Teufel befahl er nämlich einem seiner Schüler, ihn in Stücke zu hauen, und lehrte ihn zugleich, wie er nachher mit dem zerhackten Leichname verfahren solle. Der Schüler verbreitete darauf überall die Nachricht von dem Tode Twardowski's, und in der That verschwand dieser auch; denn es zerhackte der Schüler seinen Körper, kochte verschiedene Kräuter und Salben, beschmierte damit die kleinen Stücke des Leichnams und begoß sie mit den Säften der Pflanzen; dann setzte er den Körper wieder nothdürftig zusammen, und begrub ihn, jedoch nicht auf dem Kirchhofe, sondern unter der Kirchhofsmauer. Das Grab wurde nur leicht mit Erde, und nicht mit schweren Steinen bedeckt, damit er dadurch nicht belästigt, und die Auferstehung erschwert werde.

Twardowski hatte befohlen, sein Leib soll sieben Jahre, sieben Monate, sieben Tage und sieben Stunden liegen bleiben. Der treue Schüler that, wie ihm befohlen war, und machte sich zur bestimmten Zeit daran, den Leichnam auszugraben. Um Mitternacht zündete er sieben Lichter, die von Leichenfett gemacht waren, auf einmal

an, ging an die Arbeit, warf die Erde ab, und riß den halbversunkenen Sargdeckel auf. Welches Wunder! Twardowski's Leichnam war verschwunden; anstatt der Hobelspähne, auf denen er gelegen hatte, blühten duftige Veilchen, und auf den Rosen daneben schlummerte ein allerliebstes Kind, das in seinem kleinen Gesichtchen deutlich Twardowski's Züge behalten hatte. Der Schüler nahm das Kind, trug es nach Hause, und siehe da, am andern Morgen war es schon so groß, wie ein einjähriger Knabe. Sieben Tage später sprach es schon über alles, wie der alte Twardowski, und nach sieben Monaten war es schon zum Jüngling herangewachsen.

Nun fing der Wiederverjüngte an, sich wie vormals mit der Schwarzkunst zu beschäftigen, denn er glaubte nun ein ewiges Leben gewonnen zu haben, so daß der Pact mit dem Teufel ihm nicht gefährlich werden könne. Seinen treuen Schüler belohnte er reichlich; damit jedoch das Geheimniß nicht bekannt würde, verwandelte er ihn in eine Spinne, die er sorgfältig in seinem Zimmer bewahrte, und, wenn er ausging, in einer Falte seines Rockes mit sich zu tragen pflegte.

Wir erinnern uns des Vertrages, den Twardowski mit dem Teufel schloß, wonach der Letztere nur dann erst an dessen Leib und Seele Anspruch haben solle, wenn er ihn in Rom treffen würde. Sorgfältig hatte Twardowski sich daher gehütet, sich den Alpen zu nahen, oder gar sie zu überschreiten; er blieb vielmehr in den polnischen Landen, und begnügte sich hier zu leben, wie wir erzählt haben. Deßhalb wurde endlich der Teufel unmuthig, und all der Dienste überdrüssig, die er fast stündlich seinem Gebieter leisten mußte, und die sich in alle Ewigkeit schienen fortsetzen zu wollen, da er die

Verjüngungskunst gefunden, was selbst dem Satan zu lange währte. Er griff deßhalb zu einer List, nimmt die Gestalt eines Dieners an, und bittet den Herrn Twardowski als berühmten Arzt, seinem todtkranken Gebieter zu Hülfe zu eilen. Dieser, gutmüthig, arglos, und gern zu helfen bereit, wirft sich sogleich in seinen Wagen, und jagt nach dem bezeichneten Ort. Der Teufel aber wußte es einzurichten, daß plötzlich eine Achse des Wagens und ein Rad zerbrach. Kein Dorf, vielweniger ein Schloß, ist in der Nähe; dem Reisenden bleibt nichts übrig, als in eine unfern belegene ärmliche Schänke einstweilen einzutreten, bis der Wagen nothdürftig hergestellt sein würde. In der Langenweile des Wartens trat Twardowski an das trübe Fenster der großen, düstren, unreinlichen Gaststube, worin ein altes zahnloses Mütterchen unter mißtönendem Gesange am Rocken spann, und dabei mit dem Fuße die Wiege eines schlafenden Kindes schaukelte, das an demselben Morgen erst getauft war.

Als Twardowski aus dem Fenster über das Feld hinaussah, gewahrte er, daß es sich über den Himmel legte wie ein gelbröthlicher Wetterschein; ein dumpfes Brausen erfüllte die Luft, die Erde schien in ihren Grundvesten zu wanken, und in dichten Schwärmen ließen Krähen und Raben sich krächzend auf dem Dache der Schänke nieder, und umkreisten sie mit wildem Geschrei. Da trat unwillkürlich die Erinnerung vor seine Seele, die er gern auf immer daraus verbannt hätte. Er wandte sich nach der Alten um, und fragte mit unsicherer Stimme, wie diese Schänke heiße? Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. „Der Ort heißt Rzym," (Rom) antwortete die Frau gleichgültig, aber sie schrie laut auf

vor Schrecken, als sie sah, daß Twardowski wie angedonnert zusammenfuhr, seine Mienen voll Entsetzen sich verzerrten, daß er erbleichte, zitterte und in Ohnmacht zusammenzusinken drohte. — „Wie wechselt Ihr die Farbe, gnädiger Herr — rief sie bestürzt — wird Euch unwohl, oder seid Ihr gar zum Tode krank?“ Sie eilte hinaus, um ihm schleunig einen Trunk frischen Wassers zu holen.

Kaum hatte das Weib das Zimmer verlassen, so trat der Teufel in seiner vollen Amtstracht ein. Er hatte einen dreieckigen Hut auf, war mit einem deutschen Leibrock, einer langen bis über den Bauch reichenden Weste, kurzen engen Hosen, Schuhen mit silbernen Schnallen und seidenen Bändern angethan (die Polen stellen sich von Alters her immer den Teufel in deutscher Kleidung vor), gar zierlich und sauber anzuschaun, aber nicht zu verkennen, denn unter dem Hut guckten Hörner, aus den Schuhen und Handschuhen Klauen, und auf der Kehrseite ein beträchtlicher haariger Appendix aus den Hosen hervor. — Twardowski schauderte, und in der Angst des gewissen Todes und ewiger Höllenqual riß er das neugeborne Kind aus der Wiege, und hielt es vor sich als einen schirmenden Schild gegen den Widersacher. Das Bad der heiligen Taufe hatte heute ja erst von dem Kinde die Erbsünde gewaschen, und es war rein von aller Sünde, so daß der Feind an das fehllose Gottesgeschöpf nicht Hand anlegen, und somit auch nicht seinen Paciscenten beikommen konnte, er mochte sich drehen, springen und ringen wie er wollte. Ermüdet endlich durch lange fruchtlose Bestrebungen, griff Satan seinen Gegner bei der Ehre, und sprach: „Schäme Dich, Twardowski. Ziemt es Dir, so hinterlistig unsern Vertrag

zu brechen? Quid cogitas, domine Twardowski? An nescis pacta nostra? Verbum nobile debet esse stabile. (Was denkst Du, Herr Twardowski? Kennst Du unsern Vertrag nicht? Edelmanns Wort muß gehalten werden.)"

Twardowski sah ein, daß er sein adliges Wort, durch Schrift und Blut befestiget, nicht brechen dürfe, und es selbst dem Teufel halten müsse. Er legt das Kind in die Wiege zurück, und sofort fuhr sein Gefährte mit ihm zum Rauchfang hinaus. — Die Schwärme der Uhu's, Eulen, Raben und Krähen erhoben ein lautes Freudengekrächz. Indeß fliegen die Beiden immer höher und höher, jedoch verlor Twardowski die wiedergewonnene Geistesgegenwart nicht. Er blickt hinunter, und in grauer Ferne liegt die Erde unter ihm ausgebreitet. Schon war er so hoch, daß ihm die Dörfer nur noch wie Mücken erschienen, die Städte wie Fliegen, Cracau selbst nicht größer wie zwei Spinnen.*)

Tiefe Trauer ergriff des Zauberers Herz, denn dort ließ er alles zurück, was ihm lieb und theuer gewesen war. Und als er noch höher kam, in Regionen, wo weder ein Geier noch ein Adler des Karpathengebirges mit seinen Flügeln die Luft bewegt, von wo kaum sein Blick noch auf die Erde hinab reichte, da sammelt er aus der beklommenen Brust die letzten Töne, und stimmt ein geistliches Lied an. — Es war dies eins von den Liedern, die er in seiner frühen Jugend, als er noch keine Zauberei kannte, und seine Seele rein und schuldlos war, der Mutter Gottes zu Ehren gedichtet und täglich gesungen hatte.

---

*) Die Vergleichung der zahlreichen Thürme Cracau's mit Spinnenfüßen ist im Volke sprüchwörtlich.

Seine Stimme zerfließt in der Luft, obgleich er aus vollem Herzen singt. Aber die Berghirten, die unter ihm auf den Gebirgen ihre Heerden hüteten, blickten verwundert in die Höhe, denn sie wußten nicht, welche Wolke ihnen die Worte des frommen Liedes gesendet. Die Stimme des Zauberers drang nicht nach oben, sondern breitete sich nieder über die Erde, um die Herzen der Menschen zu erbauen. — So sang er das Lied zu Ende; da bemerkt er mit Erstaunen, daß er nicht mehr in die Höhe fliegt, sondern mitten in der Luft wie festgebannt stehen bleibt. Er blickt um sich; sein gefährlicher Gefährte ist verschwunden. Nur eine Stimme hört er über sich, die ihm zuruft: „So schwebst Du bis zum jüngsten Tage zwischen Himmel und Erde!"

Und so schwebt er wirklich noch bis auf den heutigen Tag in der Luft. Und wenn ihm auch das Wort seiner Lippen erstorben ist, wenn auch Niemand seine Stimme mehr hört, so zeigten doch die Leute noch vor wenigen Jahren, wenn der Vollmond in ganzer Herrlichkeit strahlte, ein kleines Fleckchen am Himmel, das, wie sie schwören, der Zauberer Twardowski sei.

Von jenem Liede, das er bei seiner Luftfahrt sang, schreibt sich die Meinung, daß er der Erfinder der heiligen Stundengesänge (Godzinki) sei, welche noch jetzt in den Kirchen gesungen werden.

Wir wissen, daß Twardowski jenen Schüler, der ihm bei seinem Verjüngungswerk so treu behülflich war, in eine Spinne verwandelt hatte, die er stets bei sich in der Falte seines Rocks zu tragen pflegte. So saß sie denn auch in jener Schänke an ihm, wo der Teufel den Twardowski erwischte, und begleitete ihn auf der Luftreise. Nun aber, wie er dort oben festgebannt war, ließ

sie sich zu Zeiten an ihrem Faden zur Erde hinab, sah sich um und mit an, was sich hier begab, und kehrte dann zu ihrem Meister zurück, setzte sich auf sein Ohr, und erzählte ihm wieder, was sie dort unter den Menschen gesehen und gehört. So wird der arme Zauberer in seiner hohen Einsamkeit nothdürftig getröstet.

Die Schänke aber, wo Twardowski sein irdisches Ende gewann, ist überall da zu suchen, wo eine Ortschaft den in Polen häufig vorkommenden Namen Rzym führt, und zugleich polnisch gesprochen wird. In der Regel wird jene Herberge dieses Namens, welche in den Vorbergen der Karpathen zwischen Cracau und Lemberg liegt, als die eigentliche der Sage bezeichnet, und da Cracau und dessen nähere Umgebung der Hauptschauplatz von Twardowski's Thaten ist, so hat diese Meinung die meiste Wahrscheinlichkeit für sich.

In unsern Gegenden wird die Sage auf die sehr kleine Ortschaft Rzym, nicht weit von Rogowo im Kreise Wongrowiec des Bromberger Regierungsbezirks bezogen.

An den Ufern des Dnepr, in der Gegend von Pultawa, singt dagegen nicht weniger das Volk Lieder von Twardowski, die die Schänke Rzym in der Nähe des Städtchens Lubno als Twardowski's Unglücksort benennen. Es ist eitel darüber zu streiten, welches die richtige Schänke sei, da die Sage gleichmäßig ganz Polen angehört und es in der Sage eigen ist, sich zu localisiren, wo die Gelegenheit sich darbietet.

Nach andern umgehenden Sagen ist Twardowski jedoch nicht gänzlich der Hölle entgangen. Es fuhr nämlich einmal ein Kaufmann in böser Nacht durch einen Wald und blieb im Sumpfe stecken. Er jammerte und weinte überlaut und rang in Verzweiflung die Hände;

da erbarmte sich seiner der Teufel und trat in Menschengestalt zu ihm. „Was klagst Du? Beruhige Dich — sprach er gutmüthig tröstend — ich ziehe Dich aus dem Sumpfe und führe Dich heim, wenn Du mir das zu eigen versprichst, was jetzt in Deinem Hause ist, und wovon Du nichts weißt." — Der Kaufmann stutzte, versprach's jedoch nach einigem Besinnen, und gab dem guten Helfer eine Handschrift darüber. So kam er leicht aus dem Morast und nach Hause, der Freund war inzwischen verschwunden. Da fand der Kaufmann, daß während seiner Abwesenheit seine Frau ihm ein Söhnlein geboren, von dem er beim Abschluß des Teufelspacts nichts gewußt hatte; das Herz wollte ihm brechen, wenn er gedachte, daß er dieses sein Kind dem Satan verschrieben. Das Kind war reinen frommen Gemüths und von völliger Unschuld; drum ließ der Teufel sich Zeit, es zu holen. Schon war der Knabe sieben Jahre alt, und die häufigen Thränen des Vaters, wenn er ihn anblickte, machten ihm Kummer. Der Vater verbarg ihm auf seine Fragen nicht das Schicksal, das ihm bevorstehe; der Knabe antwortete jedoch getrost: „Betrübe Dich nicht, mein Vater; Gott wird mir helfen. Ich will in die Hölle gehen, und Deine Handschrift wieder holen." — Und so geschah's. Durch ungeheure Höhlen kam er endlich an das Höllenthor. Er besprengte es mit Weihwasser und klebte kleine Heiligenbilder daran; da öffnete es sich leicht, und Lucifer trat ihm grimmig entgegen und fragte nach seinem Begehr. „Ich will die Handschrift — erwiderte der Knabe — welche Dir mein Vater auf meine Seele ausgestellt hat."

Dem Höllenfürsten waren das Weihwasser, der Rosenkranz und andere Kreuzlein und heilige Zeichen,

die der Knabe an sich trug, verdrießlich. Um den fatalen Gast baldmöglichst los zu werden, befahl er, daß dem Kleinen die Handschrift ausgehändigt werde. Aber der lahme *Twardowski* hielt ihn fest und wollte aus Rache die Schrift und den Knaben nicht loslassen, weil das Kind ihn mit Weihwasser besprengt hatte, das ihn grimmig brannte. Nur erst, als Lucifer drohte, ihn auf *Madey's* Bett zu bringen, gehorchte er dem Befehle. — *Madey's* Bett war freilich nichts weniger als behaglich. Es bestand aus einem eisernen Rost mit scharfen Messern, Nadeln und Spitzen; darunter brannte ein beständiges Feuer, und von oben tropfte glühender Schwefel drauf. Es war für den berühmten Mörder *Madey* bestimmt, von dem das Volk noch heut sich mancherlei erzählt, was in *Woycicki's* Klechdensammlung des Weiteren nachzulesen.

Der heilige Stanislaus.

Als Boleslaw Chrobry, der Große, auf dem Todbette lag, rief er in düsterer Vorahnung der nach seinem Hingang drohenden innern Zwietracht und des Verfalls seines mächtig aufgerichteten Reichs aus: „Wehe, schon sehe ich, wie in einem Zauberspiegel, das königliche Geschlecht vertrieben und umherirrend, und jammernd den Feinden zu Füßen liegen, denen ich meinen Fuß auf den Nacken gesetzt habe. — Aber ich sehe auch im Weiten aus meinem Blut den glänzenden Karfunkel hervorgehn, der, geheftet an den Griff meines Schwertes, mit seinem Glanze wieder ganz Polen wird aufleuchten lassen. — Dem Sterbenden schwebt Wahrheit auf den Lippen. Nur zu bald erfüllte sich die trübe Ahnung. Mieczyslaw II., mit einer Gewaltthat, wie sein größerer Vater, die Krone im Jahre 1025 an sich reißend, fand sich kurz darauf in blutigen Bruderkampf verwickelt; die Böhmen, Ungarn, Russen und Pommern erhoben sich kühn, nachdem der Koloß gesunken, der sie bis dahin niedergehalten hatte. Die Slawakei Mähren, die tscherwenischen Städte, die slawisch-deutschen Landschaften, alle Eroberungen Boles=

law's gingen wieder verloren. Der unglückliche Fürst starb 1034; seine Wittwe Richeza, sein Sohn Kazimierz wurden aus dem Reiche vertrieben; in schrankenloser Willkühr erhoben sich die mächtigeren Geschlechter, verjagten die schwächeren von ihrem Besitz, oder machten sie sich zinsbar, geriethen dann unter einander in zahlreiche Fehden und geboten, soweit ihre Macht reichte. Dagegen standen wieder die Kmeten, die Leibeignen, auf; von der Erinnerung an die alte Freiheit belebt, durch den gegenwärtigen Druck gereizt oder zur Verzweiflung getrieben, rotteten sie sich in Haufen zusammen, erschlugen oder knechteten die Herren und nahmen deren Weiber und Güter für sich selbst in Besitz. Zugleich erfolgte ein fast allgemeiner Abfall vom christlichen Glauben. Jetzt, da kein Fürst sich der noch jungen, nur mit Gewalt, nicht durch Lehre gegründeten Kirche annahm, traten die Anhänger des Heidenthums frei hervor und fanden einen in der Nation weit verbreiteten Anhang. Die Güter und Reichthümer der Geistlichkeit erschienen als eine lockende Beute; die Last der Zehnten und anderer geistlicher Abgaben und die Strenge, mit welcher Fürst und Geistlichkeit die Haltung der den Sitten des Volkes fremden christlichen Gebote zu erzwingen gesucht hatten, reizten zur Abwerfung auch dieses Drucks. Bischöfe und Priester wurden vertrieben, erschlagen oder gesteinigt, Klöster und Gotteshäuser verbrannt, die Kirchenschätze geplündert. Alle unterdrückten Elemente des früheren Volkslebens rangen von Neuem zur Herrschaft sich empor: die alte Volksfreiheit gegen die Fürstengewalt, die Kmeten gegen die Szlachta, das Heidenthum gegen das Christenthum. Herzog Bretislaw von Böhmen durchzog verheerend Polen und raubte — so sagen die Böhmen —

freventlich die Gebeine des heiligen Adalbert aus Gnesens Kathedrale. Polen ward durch innere Zerrüttung und Verheerung der auswärtigen Feinde zur Wüste. — Wer dem Schwerte entkommen war, flüchtete nach Mazowien über die Weichsel. Die Städte standen verödet, und in der Kirche des heiligen Adalbert und Apostels Petrus schlugen die Thiere des Waldes ihr Lager auf.

Das war die Zeit, von welcher der alte Chronist sagte: „Polens goldenes Zeitalter wandelte sich in das bleierne;“ bis endlich Kazimierz im Jahre 1039 mit deutscher Hülfe in sein Reich wieder eingesetzt, bis zu seinem Tode 1058 rastlos arbeitete, Christenthum, Staat und Thron wieder zu befestigen. — Das war die Zeit, in der unter dem Sturz eines großen Volks, unter den brechenden Säulen der Kirche ein Mann geboren ward, der groß an Geist, größer an Tugend und Christusglauben, vor Vielen berufen war, Zeugniß zu geben für beide und gegen die Sünde der Menschen.

Im Dorfe Szczepanowo, oder auch Stephanowo genannt, sieben Meilen von Cracau und zwei Meilen von Bochnia, wo die großen Steinsalzgruben sind, lebte ein angesehener Edelmann, Namens Wielislaus, mit seiner Gemahlin Bogna fromm und in Wohlstand. Das Glück ihrer Ehe trübte es jedoch, daß sie nicht mit Nachkommenschaft gesegnet ward, und die Gatten gelobten daher Gott, daß, wenn ihnen ein Kind geschenkt würde, es dem geistlichen Stande sollte gewidmet werden. Dennoch blieben ihre Wünsche fast noch dreißig Jahre unerfüllt, und schon fürchteten sie, daß der Herr ihr Gelübde nicht annehmen wolle, ungeachtet sie in ihrem Wohnorte eine hölzerne Kirche zur Ehre der heiligen Maria Magdalena gegründet hatten (die aber schon zur

Zeit des Bischofs Ivo von Cracau, der um 1229 starb, wieder einstürzte. Doch siehe, endlich genas am 26. Juli des Jahres 1030 die schon gealterte Frau Bogna, als sie eben auf einem Gange unter den Eichen bei einem Brunnen, nicht weit von ihrem Hause, begriffen war, um die Mittagsstunde unter Gottes freiem Himmel, ohne Hebamme, schmerzlos vor- und nachher, des schönsten Knäbleins, das sie froh nach Hause trug, und das in der erwähnten Kirche auf den Namen Stanislaus getauft ward.

Der heranwachsende Knabe ward in der Furcht Gottes von den frommen Eltern erzogen. Keuschheit und züchtigen Sinnes prägte jedes Gute, wie weichem Wachs, seinem milden Gemüthe sich tief ein; seine früh sich entwickelnden Fähigkeiten wurden durch Fleiß, Aufmerksamkeit und Lernbegierde gefördert; die Reinheit seiner Sitten, seine Bescheidenheit und sein liebevolles und demüthiges Wesen gewannen ihm die Herzen Aller. Die Rohheit und die Frevel des Volks, welche seine erste Jugend umgaben, mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, daß schon früh mit erhöhter Gluth die Flamme in seinem Herzen entbrannte, die nachmals sein Leben verklärte, und daß er um so tiefer und heiliger die christlichen Lehren in sich aufnahm, je verabscheuungswürdiger er Sünde und heidnische Greuel um sich her walten sah.

Mit der Rückkehr Kazimierz's begann indeß allmälig wieder Zucht und Ordnung in Polen einzutreten, und die Eltern säumten nicht, ihren talentvollen Sohn nach Gnesen, dem Sitze des Reichs und der wieder aufblühenden Wissenschaften, dem Gelübde gemäß, zu seiner [illegible] Ausbildung zum Geistlichen zu senden. Aber

schon auf dem Wege dahin, beim Austritt aus der Stille des väterlichen Hauses, sollte er die erste Prüfung bestehen, und die Rohheit der Welt erfahren. Denn als er nach dem Orte Borbwino gekommen, begab er sich in das für die dortigen Edelleute eingerichtete Bad, um — wie er sauber im Aeußern sich hielt, — vom Staube der Reise sich zu reinigen. Die Edelleute aber kamen dazu, ließen ihn heftig an, daß er ohne Erlaubniß gewagt habe, hier einzutreten, schlugen mit Knütteln auf seinen entblößten Körper, und trieben ihn ohne Scham hinaus. Ohne Murren und Klagen trug der Jüngling die rohe Unbill, ging auf ein nahgelegenes Feld, wo er sich ankleidete und ein wenig ruhte, und an einem Stein, der noch heutiges Tages gezeigt wird, betete er, auf die Knie hingeworfen, um Vergebung für Jene, die ihm solch Unrecht angethan. Gott aber zeigte durch ein Wunder seinen Zorn über die Mißhandlung, strafte die Edelleute und ihre Nachkommenschaft durch große Geschwüre an den Schienbeinen, und verurtheilte das Feld, wo sein Knecht gebetet hatte, zur ewigen Unfruchtbarkeit, daß fürder kein Halm darauf gedieh. Das Feld hieß seitdem und heißt noch heute Popowa-gora, d. h. Priesterberg.

Rüstig schritt S t a n i s l a u s in seiner Ausbildung fort. Bald genügte ihm die Schule zu Gnesen nicht mehr, und wohl vorbereitet begab er sich nach der damals berühmtesten Pflanzschule der Gelehrsamkeit, auf die Universität zu Paris, wo er nun mit größtem Eifer besonders Theologie und kanonisches Recht sieben Jahre lang studirte. Aber er verschmähte, die Doctorwürde zu erlangen; zog es vielmehr vor, lieber doctus als Doctor zu heißen, und ging nach beendigten Studien mit einer

nicht unansehnlichen Bibliothek zur Heimath zurück, wo er alsbald durch den Ruf seiner Kenntnisse und durch die hohe Bildung, welche er in der Unterhaltung zeigte, die Aufmerksamkeit des Bischofs von Cracau, Lambert, auch Zula genannt, auf sich zog. Dieser nahm ihn zu sich, ertheilte ihm die geistliche Weihe, machte ihn zum Priester, dann zum Kanonikus und ersten Probst zu Warschau. Stanislaus erschien unter den Kanonicen wie ein Stern mitten im Nebel und leuchtete mit besonderem Glanze ihnen allen vor. Seiner edlen Geburt und seiner geistlichen Würde gab der Umfang seiner Gelehrsamkeit und die Tüchtigkeit seiner Gesinnung ein erhöhtes Ansehen.

Im Jahre 1058 hatte der älteste Sohn Kazimierz's, Boleslaw II., den väterlichen Thron bestiegen. Er besaß eine große Tapferkeit, die ihm den Zunamen Smiały, d. h. des Kühnen, erwarb, und überhaupt alle Vorzüge und Fehler eines Ehrgeizigen. Seine Freigebigkeit ging oft bis zur unmäßigsten Verschwendung, und Widerspruch oder Widersetzlichkeit erregte in ihm einen heftigen Zorn, der nicht selten mit der blindesten Wuth ausbrach. Seine ganze Regierung war fast ein fortwährender Krieg. Schon im Jahre seiner Thronbesteigung kämpfte er mit den Pommern, nicht eben glücklich, setzte darauf 1061 den vertriebenen Herzog Bela auf den Thron von Ungarn, schlug sich im folgenden Jahre mit den Böhmen, dann wieder siegreich mit den Ungarn. — Kein Wunder, daß die Sitten des Volkes verwilderten, und die Lehren der Schrift verhallten unter dem Getöse der Waffen; Boleslaw, ein Mann der Gewalt, kümmerte sich wenig um das Friedenswerk der Kirche. Wohl aber wußte er, wie sie ihn argwöhnisch und mißtrauisch beobachte, und

ihn als einen der Sünde Verfallenen betrachte, was einen heimlichen Groll gegen sie und ihre Diener in ihm nährte; und wie dem Lasterhaften am meisten der Tugendhafte widerwärtig ist, so blickte Boleslaw auch gar scheel und zornig auf den frommen Wandel des Stanislaus, an den seinen Grimm auszulassen er bald Gelegenheit fand.

Vorzüglich verabscheute der gerechte Mann eine Art von Raub, die um so verdammlicher war, als sie unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit verübt ward. Es waren dies die sogenannten Colloquia, d. h. öffentliche Gerichtstage, an denen der König selbst zu Gericht saß, und die wandernd von ihm im Lande an vorherbestimmten Orten abgehalten wurden. Aber der Gerichtssitz ward nicht in Städten oder Dörfern, sondern auf dem Felde oder auf Wiesen, wo Wald und Wasser nahe war, unter Zelten oder Bäumen aufgeschlagen. Und weil der König nicht bloß mit großem Gefolge, sondern auch eine große Menge Volks, um Recht zu nehmen, zusammenströmte, wurden solche Orte gewählt, wo es an Nahrung, Weide und Holz nicht fehlte. Wenn nun aber von den Trabanten des Königs und dem zahlreichen Adelsschwarm, der ihn zu begleiten pflegte, sammt dessen übermüthiger Dienerschaft, die fettesten Wiesen und reichsten Erndten abgeweidet, die Hofzäune verbrannt, und die Gärten geplündert wurden — ja, da fand die Klage darüber kein Gehör; das nannte der König mit seinem Hofe „das gemeine Landrecht in Veranlassung der allgemeinen Rechtspflege.“ Diese Sitte herrschte noch im dreizehnten Jahrhundert, kam dann aber allmälig ab. Oft und streng eiferte Stanislaus dagegen; bald sollte er selbst ein solches Gericht erleiden.

Stanislaus hatte entweder für sich oder, was gleichgültig, für seine Kirche von einem gewissen Edelmanne, Namens Peter, für eine Summe Geldes ein Landgut Piottawin, am Ufer der Weichsel im Lubliner Gebiet belegen, erkauft. Bevor jedoch über das Geschäft ein öffentliches Dokument aufgenommen worden, verstarb Peter, und ward bei der Kirche jenes Orts, die dem Apostel Thomas geweiht war, begraben. Mehrere Jahre schon war Stanislaus im ruhigen ungestörten Besitz des Guts, als die Brüder oder Verwandten des Verstorbenen (es sollen drei Neffen desselben, Namens Jacob, Peter und Julislaw gewesen sein) anfingen, dasselbe als ihr Erbe vom Besitzer zurückzufordern. Da dieser ihren Anspruch mit Fug bestritt, so brachten sie ihre Klage vor den König. Dieser beschied Stanislaus zu dem großen Colloquium nach Solecz, einem Orte am linken Ufer der Weichsel, nicht weit von Piotrawin, mit dem Befehl, aus dem Besitze zu weichen wenn er nicht seinen Verkäufer gestelle, oder den Kaufkontrakt vorlege, oder glaubwürdige Zeugen über das Geschäft zur Stelle bringe. Wollte Stanislaus nicht um sein Recht betrogen werden, so durfte er den Tag nicht versäumen; denn der Urtelsspruch des Königs war heilig, hatte Gesetzes Kraft und keine Appellation fand dagegen statt. Er erschien daher und konnte, da sein Verkäufer schon vor drei Jahren verstorben, und eine öffentliche Urkunde nicht aufgenommen war, sich zum Erweise seines Rechts nur auf Zeugen berufen. Diese aber, den Zorn des Königs gegen Stanislaus kennend (sein nahe belegenes Besitzthum wird von dem königlichen Trosse eben nicht geschont worden sein), kamen aus Furcht vor dem Tyrannen nicht zum Gerichtstage,

indem sie nicht wagten, das Zeugniß der Wahrheit gemäß abzulegen. So von menschlicher Hülfe verlassen, wandte der Mann Gottes sich an den himmlischen Richter, um sein gerechtes Kirchengut nicht einzubüßen, und also sprach er zu dem Könige und seinen Beisitzern: „O würdiger König, und billige Richter, Fürsten Polens; wenn auf Erden die Wahrheit nicht gefunden wird, wenn keine Hülfe, kein Schutz bei den Lebendigen, keine Gerechtigkeit bei den Söhnen der Menschen ist, so nehme ich zu dem Allgerechten im Himmel meine Zuflucht und rufe mir die Todten zu Zeugen! Vergönnt mir drei Tage Frist, und lebend werde ich den vor Euch führen, der mir das Gut verkauft hat, damit er bezeuge, wem das Erbe gebührt." — Einige wunderten sich ob solches vermessenen Wortes; Andere hielten es für eine Rede des Wahnsinns; der König betrachtete ihn mit stolzem Hohn. Jedoch ward die Frist ihm bewilligt. Da sprach Stanislaus zu den Seinigen: „Brüder und Genossen! wachen, fasten und beten wir, und wenn wir Glauben haben nur so groß wie ein Senfkorn, wie im Evangelio der Herr spricht, so werden wir erreichen, was wir flehen. Bitten wir daher gläubig, flehen wir inbrünstig, ringen wir beharrlich, daß unser Gebet erhört werde."

Zwei Tage lang fastet und betet er mit brünstigstem Vertrauen; mit dem Anbruch des dritten Tages betritt er im geistlichen Festgewande die Kirche zu Piotrawin, und nach gehaltenem Amte schreitet er aus der Kirchenpforte, zum nahen Grabe Peters, läßt die Erde davon hinwegnehmen, die Gruft öffnen, und mit gebeugten Knien unter rinnenden Thränen, fleht er zum Herrn: „Erbarme Dich, allmächtiger Gott, Herrscher über die Lebendigen und die Todten, vertheidige Deine Sache

und führe Dein Gericht zum Siege, weil die Wahrheit gekürzt wird von den Söhnen der Menschen. Rufe vom Tode zum Leben Deinen Diener Peter, ihn erweckend vom Staube, daß er Zeugniß der Wahrheit gebe, Du, der Du den Lazarus, da er vier Tage lang todt war, wieder erweckt hast, auf daß er verherrliche und preise Deinen Namen in alle Ewigkeit.“ Alle Anwesende sprachen Amen. Stanislaus trat hin zum Sarge, berührte den Leichnam und sprach still: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, stehe auf Peter, der Du schläffst, und erhebe Dich von den Todten; erhebe und gestelle Dich, öffentlich Zeugniß für das Recht und die Wahrheit abzulegen, damit das Vertrauen der Gläubigen wachse, damit der Mund der Widersacher verstumme!“ Und — staunet! — der Todte richtet sich auf, reicht Stanislaus die Hand, wiederbelebt hilft dieser ihm aus dem Grabe, führt ihn vor den König und das Gericht und sagt: „Hier, siehe ist jener Peter, dessen Versicherung der lebenden Stimme Euch mehr gelten muß, als alle Urkunden und Zeugen. Befragt ihn selbst, der jenes Gut mir verkauft und den Preis dafür empfangen hat. Wohl bekannt ist Euch seine Person, die hier durch die Kraft Gottes Euch wieder vor Augen gestellt ist. Nicht wähnt, er sei ein Gespenst, weil ein Geist nicht Knochen und Fleisch hat, wie Ihr an diesem sehet.“

Der König bebt in Schauder, der ganze Gerichtshof staunt ob der Neuheit des Wunders, Alle starren den Wiedererweckten entsetzt an, denn Viele noch kannten ihn, und waren bei seinem Begräbniß vor drei Jahren zugegen gewesen, den sie diesseits wieder zu sehen nimmer hoffen durften. Jedem erstirbt das Wort auf der Lippe,

bis der von den Todten Erweckte selbst mit hohler Grabesstimme begann: „Ja ich bin's, bin jener Peter, der der Wahrheit Zeugniß ablegen wird. Hierher komme ich aus dem Sitze der Ruhe. Diesem habe ich mein Landgut gegen gerechten Kaufpreis überlassen und übergeben." — Dann ermahnte er seine Verwandten, daß sie den frommen Mann ferner nicht mit ihren ungerechten Ansprüchen verfolgen, daß sie ihr Unrecht bereuen und abbüßen sollten, wenn sie nicht den ewigen Qualen verfallen wollten; jene aber, die bestochen, oder aus Gunst, Furcht oder Haß von dem Zeugniß sich zurückgezogen hatten, bedrohte er, daß, wenn sie nicht Buße thäten für ihr Vergehen, sie der ewigen Wahrheit, die da thronet im Himmel, beraubt sein würden. — Der König und die Beisitzer, mit sträubendem Haar, mit zermalmten Herzen, gaben auf solch Zeugniß dem Stanislaus die Palme des Sieges, und erkannten ihm sein volles Recht zu. —

Nachdem so diese Streitsache beendigt war, fragte Stanislaus seinen Gewährsmann: ob vielleicht der Buße halber er sein Leben verlängert wünsche? Was jener aber ablehnte, da er schon den größeren Theil der Strafen im Fegefeuer abgebüßt habe, und nicht wieder in die Stürme und Gefahren der Welt und der Sünde geworfen sein wolle; vielmehr vertraue er, daß er von den noch übrigen Strafen durch die Gebete des Begnadeten des Herrn werde entbunden werden. So führte denn der Diener Gottes seinen Zeugen zur Stätte seiner Ruhe zurück; und so wie dieser sich in den Sarg gelegt hatte, wich auch das Leben von ihm. Wieder ward der Grabhügel gehäuft, Stanislaus las eine Messe an der Stätte, und kehrte dann mit seinem Gefolge heim.

Viele der ehemaligen Bekannten Peter's befragten ihn über die Dinge aus jener Welt, er jedoch antwortete ihnen nichts, als: „Ihr habt Mosen und die Propheten! Nicht um das Evangelium zu predigen, sondern zu zeugen bin ich gesandt." — Die Nachbarvölker aber vernahmen von dem Ereigniß und freuten sich dessen, weil der Herr sein Erbarmen damit bewährt, und dankten Gott dafür, der solche Gewalt den Menschen geliehen. Dieses Wunder vorzüglich befestigte die Polen, welche seit sieben Jahren stark von Irrthümern angesteckt waren, im rechten Glauben.

Allerdings war der König von diesem Vorfall sehr betreten und erschreckt, mäßigte sich eine Zeitlang in seinen Handlungen, und ließ den frommen Stanislaus in Frieden, so daß es den Anschein gewann, als hätte das Wunder wohlthätig auf seine Besserung gewirkt; bald aber verschwanden diese hoffnungsreichen Spuren wieder unter neuem Kriegslärm. — Drei Plane waren es vornehmlich, welche die ehrgeizige Seele des Königs fortwährend gefesselt hielten, einmal: das seinen Eltern geschehene Unrecht gegen den Adel zu rächen, der jene aus dem Reich vertrieben hatte; sodann: die Grenzen des Reichs, wie sein Vater es besessen, wieder herzustellen; und drittens: alle die Länder, welche seinen Vorfahren einst tributhar gewesen waren, wieder zu unterjochen. — Hierzu fand sich bald der erwünschteste Vorwand.

Isäslaw, der Großfürst von Kiew, dessen Gemahlin die Tante Boleslaw's, und dessen Schwester Boleslaw's Mutter war, wurde von den Petschenegen aus seinem Reiche vertrieben, floh nach Polen, und Wseslaw, der Fürst von Polock, bestieg seinen Thron. Mit

Freuden ergriff der kriegslustige Polenfürst die Gelegenheit zu neuen Heereszügen, und brach im Jahre 1069 mit einem Heere gegen Kiew auf. Wseslaw floh, ohne eine Schlacht zu wagen, in sein Erbfürstenthum nach Polock, die Kiewer aber wandten sich um Unterstützung an die Brüder des Großfürsten. Auf deren Rath, nicht mit den fremden Hülfstruppen gegen Kiew vorzurücken, sandte der letztere auch wirklich seinen Sohn Mstislaw mit einer geringen Schaar voraus, ließ den Bürgern der Stadt Verzeihung alles Vorgefallenen angeloben, und erhielt solchergestalt für den Sohn Aufnahme in Kiew. Kaum aber wußte sich Mstislaw hier im sicheren Besitz, als er gegen die Theilnehmer des früheren Aufstandes zu wüthen begann, Einzelne gefangen setzte, und Andere blendete: während der Vater mit den Polen herbeizog, und mit diesen gleichfalls in Kiew einrückte. Vor Allen fühlten sich nun die letzteren als Sieger. Der glorreiche Feldzug des großen Ahnen Boleslaw Chrobry vom Jahre 1018 hatte sich wiederholt. Kiew, eine Stadt mit vierhundert Kirchen und acht Marktplätzen, reich und blühend durch ausgedehnten Handel, bot alle Ueppigkeiten des Lebens dar, die mit gierigen Zügen die wilden Kriegerschaaren nicht minder wie ihr in Leidenschaft tobender Fürst bis auf die Hefe genossen. Fast ein volles Jahr, vom 2. Mai 1069 bis zum März 1070, schwelgten sie in den ausgelassesten Lüsten, und fröhnten ungezügelt jeglicher Begier; mit Uebermuth ließ der Pole dem Großfürsten es fühlen, daß er nur durch seinen Beistand die Herrschaft wieder gewonnen habe, und der Druck der Gäste lastete härter auf dem Nacken der Russen, als selbst das Joch der Feinde. — Endlich war das Maß erfüllt, die Russen erhoben sich im offenen Aufstande,

und erschlugen viele Polen einzeln in ihren Quartieren, so daß sich Boleslaw mit seinem der Zucht und Ordnung fast gänzlich entwöhnten Heere zum Rückzug genöthigt sah. Kaum heimgekehrt aber, entflammte sich der Kampf mit den Böhmen wieder, und dann mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV. Es war kein Ziel der Stürme und des Blutvergießens abzusehen.

Um diese Zeit, im Jahre 1071 oder 1072, starb im hohen Alter der Bischof von Cracau Lambert, oder Zula, und vom heiligen Kollegio ward, nicht ohne Einfluß des allgemeinen Volkswunsches, derjenige auf den erledigten Bischofsitz erhoben, den die göttliche Vorsehung als ein Gefäß des Heils und als eine Leuchte aller Tugend besonders schien bezeichnet und gesandt zu haben.

Nun eröffnete sich für Stanislaus Thätigkeit ein Feld, dessen ganzen Umfang er, wie die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe, die ihm geworden war, vollkommen erkannte. Wie er mit unablässiger Strenge an seiner eigenen Heiligung arbeitete, so wachte er auch über die Sittenreinheit seiner Geistlichkeit, ermahnte die Lässigen, zügelte die Ausschweifenden, jagte rücksichtslos die Unverbesserlichen aus Amt und Würden. Er konnte nicht dulden, daß diejenigen, welche die heiligen Gefäße und Kleider trugen, mit Schuld und sündigen Lüsten befleckt seien, wenn die Lehre des Heils im Volke Wurzel fassen sollte. Denn das Wort der Liebe und des Glaubens muß aus reinem Munde kommen, wenn es wieder Liebe und Glauben wirken soll, und das Wort wird entweiht, wenn der Diener des Worts geunehrt ist. Streng und gerecht, wie er war, nahm er doch mild und freudig die reuigen Sünder auf, predigte viel und eindringlich die

Lehren, die er aus den heiligen Quellen geschöpft hatte, besuchte fleißig die Parochianen, und nahm sich der Seelsorge mit unermüdlichem Eifer an. — Gastfrei war sein Haus; jedem gebildeten und wohlgesinnten Manne stand seine Tafel offen, doch fern war ihr schwelgerischer Ueberfluß; in den nächtlichen Sauf- und Freßgelagen sah er nur fortlebendes heidnisches Unwesen; dagegen aber haßte und verfolgte er auch den Geiz, wohl wissend, daß dem Geizigen alles, selbst seine Seele, feil ist. Rein hielt er sein Gewissen, wie sein äußeres Leben, und das war sein Anker im Sturme des Lebens diesseits, und sein Halt für das Leben jenseits.

Beleidigungen zu verzeihen, ward schon dem Jüngling nicht schwer; und dem blieb er auch fürder trotz seinem hohen Range getreu. Einst begab sich der Bischof nach Brzesznicza, einem Orte seiner Diöcese, etwa fünf Meilen nördlich von Cracau, am linken Ufer der Warthe, um die dasige Kirche zu weihen. Aber der Edelmann daselbst, ein wilder Mensch, wies ihn sehr ungastlich zurück, und jagte ihn und sein Gefolge mit Schlägen aus dem Dorfe hinaus, so daß er nach einem benachbarten Orte Pustynia (Buserie?) flüchten mußte. Hier brachte der fromme Mann mit seinen Priestern und Freunden die Nacht mit Fasten und Beten auf einer Wiese unter freiem Himmel zu, und sprach: „Wenn, o Herr, ich bin verhindert worden, an dem bestimmten Orte die Weihe zu ertheilen, so mache Du mit Deinem Segen den Ort reich, wo ich stehe." — Seit dem ward jene Wiese die Heilige Wiese genannt. Am andern Tage kam Johannes von Brzesznicza mit seinem Schwarme in großer Reue zu Stanislaus, der ihm sein grobes Unrecht gern vergab, zurück nach jenem Orte

ging, und nun die Kirche weihte, wobei er jedoch nicht das geringste Zeichen geschehener Beleidigung zeigte, sondern nur in Worten der Liebe sprach. — Nachmals zeichnete sich jene Wiese durch viele Wunder bei Anrufung des Namens Stanislaus aus, und erhielt noch erhöhtes Ansehn, als Zbignew Olesnicki*) dort eine Kirche zur Ehre des Märtyrers erbaute, zu welcher alljährlich an dem Feste des Heiligen viel Volks zusammenströmte.

Dennoch giebt der eben erzählte Zug unchristlicher Rohheit nur ein sehr schwaches Bild des religiösen und sittlichen Zustandes des Volks. Es entartete ebenso daheim, wie seine Krieger in Kiew, welche die dort angenommenen Laster mit in das Vaterland zurückbrachten. Schon ging es in das siebente Jahr, daß der König selten im Vaterlande, vielmehr fast fortwährend in den Feldlagern und in Kämpfen verweilte. Indem die Edlen Polens auswärts in den Kriegszügen sich herumtummelten, saßen ihre Frauen, Schwestern und Töchter daheim vereinsamt, und hofften umsonst auf ihre Rückkehr, auf die Freuden des ehelichen Zusammenlebens oder auf frohe Vermählung. Sie hörten, wie jener Gatte gestorben, jener Jüngling im Kampfe gefallen, wie andere ihre Liebe schmutzig an Unwürdige vergeudet, und so warfen diese gleichsam aus Rache sich ihren Leibeigenen in die Arme; jene, durch Gewalt bezwungen, oder durch Schmeicheleien verlockt, wurden des Gewandes der Zucht entkleidet. Es nahmen die Leibeigenen und Verbrecher Gut, Haus und Lager der Herren und abwesenden Gebieter

---

*) Er ward 1423 zum Bischof von Cracau ernannt, erhielt 1429 den Kardinalstitel und starb 1455.

in Besitz, richteten Burgen auf, und kündigten den Heimkehrenden den Kampf an. Die Edlen aber, bei der Kunde von diesem Allen, von der Entehrung und Beraubung daheim, verließen, von Wuth, die Schmach zu rächen, entbrannt, in großer Zahl, sogar gegen des Königs Befehl, das Heer, kamen eilig und unerwartet in die Heimath zurück, und es entspann sich der grausamste, blutigste Volkskrieg, bis die Leibeigenen überwunden, die Weiber gestraft, die Verführer vertilgt waren, oder der Durst der Rache im eigenen Blut erkalten mußte. Jede Bande der Natur schien gelöst, jede Wuth entfesselt, die ganze Hölle losgelassen. Man erzählt von einer edlen Frau, Margaretha, Gemahlin des Grafen Nikolaus von Zemboczyn, einem Orte, nahe bei Proszowice, die, nicht angesteckt von dem Gift der allgemeinen Lasterhaftigkeit, womit andere Frauen befleckt waren, die Reinheit ihrer Zucht bewahren wollte, daß sie, um der Entehrung durch schändliche Verfolger zu entgehen, während ihr Gatte im Felde war, mit ihren zwei Schwestern sich in einem vermauerten Schlupfwinkel der Kirche von Zemboczyn einschloß, und ihre Nahrung durch einen herabgelassenen Strick sich reichen ließ. —

Den allgemeinen Gräueln aber folgte das Strafgericht nicht weniger gräuelvoll. Mit der Wuth eines wilden Tiegers kehrte bald darauf Boleslaw in das Vaterland zurück, und ließ nun den Ingrimm an den Adligen aus, welchen er, schon lange gegen sie Rache brütend, gehegt hatte. Er gab vor, nicht ihre eigene Schmach rächten sie, sondern verfolgten im Volke die königliche Majestät. „Der Glanz des Fürsten — sprach er — liegt in der Menge des Volks; wird dieses vernichtet, was ist es anders, als die Schmach des Königs?“ —

Auch sprach er es offen aus, verheirathete Männer gefielen ihm nicht; wem der Weiber Sache mehr als die des Königs am Herzen liege, der könne nicht zugleich seinem und ihrem Willen dienen. Er klagte: er sei nicht allein von ihnen verlassen, sondern geradezu den Feinden ausgesetzt worden. Deßhalb schreibt er eine Versammlung des ganzen Reichs aus, verurtheilt die Angesehenen, vorzüglich diejenigen, welche zur Vertreibung seiner Eltern aus dem Reiche mitgewirkt hatten, zum Tode, macht sich mit List an diejenigen, welche er öffentlich zu verderben scheut, und verfolgt selbst die Frauen, welche von ihren Männern waren geschont worden, mit solcher Grausamkeit, daß er zum Beispiel junge Hunde statt der Säuglinge ihnen an die Brust legen ließ; und viele tödtete er durch Hunger und Schwert, die selbst der Scythe und Heide verschont haben würde. Für sich aber hielt er jedes Gelüst für erlaubt, und sprach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn.

Ein gewisser Mscislaw von Bozemno hatte ein ausgezeichnet schönes und tugendhaftes Weib, Namens Christina. Ihr edler Ruf drang auch bis zu den Ohren Boleslaw's, der sich daher zu ihr begab, und alle Lockungen und Drohungen, jedoch vergebens, versuchte, sie zu gewinnen. Endlich, erboßt über den Widerstand der trefflichen Frau, schickt er eine bewaffnete Schaar ab, die sie mit Gewalt aus ihrem Schlosse raubt und zum König führt, der sie nun zu seiner Beischläferin erniedrigt. Indeß offenbarten sich die Gerichte Gottes an den Früchten dieses sündigen Umganges; denn alle hieraus entsprossenen Kinder wurden im mannbaren Alter von einem Zittern aller Glieder befallen, hatten alle eine scheußlich mißgebildete Nase, und verfielen endlich in

Geistesschwäche und Wahnsinn, was sich auf die spätesten Geschlechter in ihren Familien forterbte. — Wer kann die Gräuel alle melden, das vergossene Blut, den Schmerz, den Jammer Polens! Boleslaw war die Quelle von dem Allem, ein Mann, den man wegen seiner Verschwendung den Freigebigen, und wegen seiner Tollkühnheit den Kriegerischen nannte.

Dieses und vieles Andere weckte nicht blos den Haß des gesammten Adels, es erweckte auch den ganzen Zorn des edlen Bischofs Stanislaus, der mit tiefstem Kummer das maßlose Elend sah, und mit aller ihm eigenen Kraft dem entgegen zu arbeiten beschloß. — Mit väterlicher Sorge forderte ihn der fromme Mann, gleichsam den verschwenderischen Sohn, zur Buße auf, und beweinte ihn, wie Samuel, einen andern Saul. Jener dagegen, tief in Lastern versunken, und vom Gift des Uebermuthes erfüllt, nährte wie wahnsinnig gegen den Seelenarzt tödtliche Feindschaft in seiner Brust, während der Vater unschuldig wegen seiner Gerechtigkeit Verfolgung duldete, und dennoch für jenen betete und ihn fleißig ermahnte. Als der Bischof aber endlich sah, daß seine Ermahnungen nichts fruchteten, begann er das Zusammenleben mit dem Könige zu vermeiden, und sich von dessen Hoftagen zurückzuziehen, damit er auch nicht stillschweigend in dessen Treiben einzustimmen scheine.

Noch ein Anderes kam hinzu, was den Haß Boleslaw's gegen Stanislaus schärfte, und ihn in diesem einen offenbaren Feind und Rebellen gegen seine Krone erblicken ließ. Man kennt die großartige Thätigkeit, womit der Papst Gregor VII. sich der Interessen der Kirche annahm. Indem er sie der gesammten abendländischen Christenheit zuwandte, entgingen auch die

kirchlichen Verhältnisse Polens seiner Aufmerksamkeit nicht. Im Jahre 1075 sandte er zu ihrer Ordnung seine Legaten nach Polen, und gab ihnen ein Schreiben an Boleslaw mit, worin er dessen Liebe und Ergebung gegen den heiligen Apostelfürsten Petrus mit gar schönen Worten erwähnte, ihn ermahnte, die ihm anvertraute Macht auf eine Gott wohlgefällige Weise zu verwalten, und ihn aufforderte, die abgesandten Legaten nach dem Spruche zu hören: „Wer Euch höret, der höret mich; wer Euch verachtet, der verachtet mich.“ Boleslaw aber verstand die Sprache Roms gar wohl, und war wenig geneigt, neben sich einer Macht Raum zu geben, die ihm nicht unterthänig war. — Nicht weniger verdroß es ihn, als zum andern Male in demselben Jahre der Papst ihm mit einem ähnlichen Ansinnen nahe trat, das er nur für eine Verletzung seiner Majestät ansehen konnte. Der Großfürst Isäslaw von Kiew nämlich, den er selbst auf den Thron erhoben hatte, ward bald von seinen eignen Brüdern wieder vertrieben, und floh mit allen seinen Schätzen nach Polen, fand aber dieses Mal nichtsweniger als Unterstützung bei dem Sohne seiner Schwester. Denn Boleslaw nahm ihm sogar einen Theil seiner Schätze ab, und wies ihn, wie der russische Annalist sich ausdrückt, von sich des Weges. Der beraubte Großfürst wandte sich darauf an Kaiser Heinrich, und endlich an den päpstlichen Stuhl, und wirklich forderte Gregor VII. in einem eignen Schreiben den Polenfürsten auf, die geraubten Schätze dem Flüchtling wieder herauszugeben, „weil diejenigen auf keine Weise an Christi und Gottes Reich Theil haben könnten, welche Anderer Gut ungerecht in Besitz nehmen und ihre Missethat nicht, wie sie es vermögen, bessern.“ Aber solch Mahnwort

fiel auf einen Felsen und fruchtete nichts. — Bei der zunehmenden Grausamkeit des Königs wandte sich Stanislaus an die Bischöfe Peter von Gnesen, Thomas von Posen, Lupus von Plock, Stephan von Kaminiec und Martin von Chelm, daß sie im Verein mit ihm der schrankenlosen Willkühr des Herrschers, der Verletzungen der Rechte der Kirche, der Beraubung und Verfolgung entgegentreten möchten; aber sie scheuten den Zorn des Gewaltigen, und wagten nicht, ihn zu reizen, vielweniger ihm zu begegnen.

So war denn Stanislaus auf sich selbst hingewiesen, und unternahm es kühn, in milden, bescheidenen, doch ernsten und nachdrücklichen Worten dem Könige wiederholte Vorstellungen über sein Thun und seinen Wandel zu machen; ja, als er fruchtlos ihn ermahnt, wiederholte er sogar seine Vorhaltungen in Gegenwart der ersten Männer des Reichs, und führte ihm schärfer sein sündiges Leben zu Gemüthe; worüber jedoch Boleslaw dergestalt ergrimmte, daß er auf der Stelle Hand an ihn gelegt hätte, wäre er nicht von den Anwesenden daran verhindert worden. Als solches der fromme Bischof sah, und erkannte, daß er nicht auf väterliche Weise den wüthenden König auf einen bessern Weg zurückführen könne: als dieser vielmehr wie ein reißender Wolf in die Schafheerde des Herrn einfiel, sein Tyrannenschwert in dem christlichen Volk wüthete, das Blut der Unschuldigen vergoß, er die Rechte des Ehebettes verletzte, die Gerechtigkeit unterdrückte, ja selbst unnatürlichen Sünden sich hingab, und weder Gott noch Menschen mehr scheute: — da erhob sich Stanislaus als eine Mauer vor das Haus des Herrn, und trug als guter Hirt kein Bedenken, sein eignes Leben für die ihm anvertraute Heerde ein-

zusetzen, und in der Kirche zu Cracau sprach er den Bannfluch über den lasterhaften Herrscher aus, schloß ihn aus von der Gemeinschaft der Gläubigen, und befahl Allen in seiner Diöcese, den mit dem Fluch der Kirche Beladenen zu meiden. Dies geschah im Jahre 1078.

Boleslaw, zu allen Gräueln fertig, verhöhnte jedoch den Bannspruch, wurde nur zu um so größerer Wuth entflammt, und entweihte die Kirchen durch seinen Eintritt, ja er scheute sich nicht, sogar in die Kathedrale, da eben Stanislaus das Hochamt feierte, zu treten. Stanislaus ging ihm furchtlos und unerschrocken entgegen, drohte ihm alle Strafen des Himmels, den Untergang seines Reichs, und die ewige Verdammniß, wenn er wage, das Heiligthum durch seine schnöde Nähe zu schänden. Der König aber erzwang mit seiner Rotte sich gewaltsam den Eingang. Noch entging der Bischof seiner maßlosen Wuth, aber zur Stunde beschloß er den Untergang des frommen Widersachers, und gab Befehl, ihn zu morden.

Stanislaus barg sich nicht feig vor den Augen des Mächtigen, und ließ nicht ab, seines heiligen Amtes zu walten. Unfern von Cracau, wie eine Krone auf einem weißen Felsenhügel, weit sichtbar von der schönen weiten Ebene aus, auf einer Seite von einem See umgeben, an einer Stätte, wo sonst in heidnischer Zeit die Polen ihren Götzen opferten, erhob sich eine Kirche, dem Erzengel Michael und allen Engeln geweiht. Hierhin begab er sich, um ungestört von dem Fürsten den Gottesdienst zu halten.

Alsbald ward es dem Könige hinterbracht, der sogleich einen Trupp Bewaffneter absandte, den Rebellen,

wie er ihn nannte, zu tödten, und in der Hast der Mordlust eilte er ihnen auf dem Fuße nach an den verhängnißvollen Ort. Gleich einem rasenden Drachen stürzt er herbei, um den Diener Christi wie ein unschuldiges Lamm zum Opfertisch zu reißen. Vor der Kirchenthür stehend, ruft er mit kreischender Stimme seinen Schergen zu, den Bischof herauszuschleppen. Dreimal versuchten diese, über die heilige Schwelle zu stürmen, aber dreimal werden sie, durch unsichtbare Gewalt betäubt, niedergeworfen, daß ihnen Sehen und Hören vergeht, und zum dritten Male hingeschmettert, werden sie wankend in ihrem Gehorsam. — „O Ihr Elende und Feiglinge — knirscht nun der König — nicht Krieger, Weiber, nicht Männer! Seid Ihr so schwach und furchtsam, daß Ihr nicht einmal einen Priester aus der Kirche zu bringen und sein grobes Unrecht gegen mich zu rächen wagt?“ Darauf selbst zum Altar stürmend, nicht die Heiligkeit der Feier und des Ortes scheuend, legt er gewaltsam Hand an den Mann Gottes, reißt ihn hinweg vom Altar, und er zuerst trifft mit schwerem Schwerdtstreich das Haupt des Bischofs. Er selbst erschlug den Bräutigam im Schooße der Braut, den Hirten mitten in seiner Heerde, er selbst den Vater in der Umarmung der Tochter, den Sohn gleichsam unter dem Herzen der Mutter. O jammervoller Todesanblick — rufen wehklagend die frommen Biographen des Märtyrers — den Heiligen tödtet der Laie, den Priester der Gebannte, den Frommen der Verbrecher, und sein grauses Schwerdt trinkt das Blut des Gott würdigen Opfers! — Aber nicht genug mit seiner Ermordung; der König mit jenen Kriegern, ungeschreckt durch die Mahnung, die sie nur eben vorher erfahren haben, fallen mit thierischer

Wuth über den Leichnam her, zerhauen ihn in siebenzig Stücke, und streuen die zerhackten Gliedmaßen weit umher in der Gegend nach allen Winden, den wilden Thieren und Raubvögeln zum Fraße, gleich als ob sie mit der Vernichtung des Körpers auch das Strafgericht Gottes zu vernichten gedächten. Solches geschah den achten Mai 1079.

Aber ein groß Wunder begab sich. Denn als am andern Tage die blutbefleckten Diener der Gewalt sich anschickten, dem König zu berichten, wie der Leib des Getödteten nun vertilgt sei vor dem Anblick der Lebendigen, da fanden sie zu ihrem Entsetzen die Gliedmaßen alle unangerührt. Denn aus den vier Weltgegenden waren vier große Adler dahergeflogen, welche in reiner Lufthöhe die Märtyrerstätte umkreisend, abwehrten die Thiere des Waldes, die Hunde, die Geier und anderes Raubzeug von den Körpertheilen des Heiligen; und während sie so Nacht und Tag und wieder die Nacht verharren in der fronen Wacht, geht von jedem Gliede desselben ein himmlischer Lichtglanz aus, der selbst vor dem Lichte des Tages nicht schwindet. Das Wunder wird laut im Volk, die Priester treten zusammen, ja die Henker selbst sehen mit Grauen das göttliche Zeichen. — Was noch zu säumen? Was zu fürchten? Am dritten Tage machen die Priester sich auf, sammeln sorgsam die zerstreuten Gebeine ihres gewesenen Gebieters, und leicht fanden sie sie überall, so zerstreut sie auch lagen, geleitet von dem Glorienschimmer, der von ihnen aufstieg, und legen sie zusammen, wie sie im Leben gewesen. Und — ist es zu glauben? — sogleich fügen sie sich natürlich zusammen, als wären sie nie getrennt gewesen. So lag der heilige Leib wieder wunderbar hergestellt vor den

Augen der Gläubigen, — nur ein Finger der rechten Hand fehlte noch, der in den nahen See war geschleudert worden, wo ihn sogleich ein heißhungriger Fisch verschlungen hatte. Aber auch dieser Finger ward wieder herbeigeschafft; denn nichts desto weniger durchleuchtete der wunderbare Lichtglanz den Leib des Fisches und ward sichtbar über dem Wasser, so daß das Thier von den Fischern leicht gefangen, und unversehrt der Finger aus seinem Bauch genommen ward; und in gleicher Weise wuchs er dem edlen Körper, wie die übrigen Theile wieder an, wodurch bei Einzelnen noch die Größe des Wunders gemehrt ward. — Aber auch das Wasser dieses Sees erhielt durch göttliche Gnade seitdem in Folge der Berührung mit dem Leibe des Heiligen eine so wunderbare Kraft, daß es Krankheiten mancherlei Art zu heilen vermochte.

Durch jene wunderbare Erscheinung ermuthigt, stehen die Priester nun nicht an, den Körper zu der Kirche des Erzengels Michael zu bringen; doch in der Besorgniß, daß der König seine Bestattung in der Kirche nicht dulden werde, und damit er nicht etwa die Ruhe der Gebeine störe, begraben sie ihn nur vor der Thür der Kirche und häufen daselbst seinen Grabhügel. Boleslaw aber schämte sich nicht, den Ruf des edlen Bischofs zu schmähen, und legte ihm mancherlei gröbliche Verbrechen zur Last; die Wunder jedoch, die fortan an seinem Grabe geschahen, straften ihn schnöder Lügen.

Die Verdienste des herrlichen Dulders flogen von Mund zu Mund, die Meinung von seiner hohen Tugend und seine Verehrung stieg in demselben Maße, wie sein erbarmungswerthes Ende jedes Gemüth immer tiefer empörte. Die Furcht vor dem Zorn des Tyrannen konnte

das andächtige Volk nicht abhalten, sein Grab zahl-
reich zu besuchen, andächtige Gebete dabei zum Himmel zu senden, und Trost und Heilung von verschiedenen Gebrechen an der Blutstätte zu empfangen. — Boleslaw hörte von dieser allgemeinen andächtigen Bewegung, hörte, wie nächtlich ein himmlischer Glanz von der Gruft des Ermordeten ausgehe, wie Lichtgestalten niederwallten vom Himmel zu der Grabstätte, und dem Schlummernden ihre Verehrung bezeigten; und um sich selbst davon zu überzeugen, stieg er auf die Burg von Cracau, und beobachtete von dort aus einer geheimen Oeffnung alles, wie es ihm berichtet worden; und heftig betroffen durch solche Erscheinung, ließ er seitdem ab, den Gestorbenen zu lästern und sein Leben zu verunglimpfen. — Aber das Maaß des Ungerechten war erfüllt, und die Drohungen, die der Hingeopferte ausgesprochen hatte, begannen sich zu verwirklichen. Denn um dieselbe Zeit versagten die Ruthenischen Provinzen den Tribut, und bei dem Adel des Reichs wuchs täglich Haß und Verachtung gegen den König. Er hatte nicht um die Liebe des Volks und die Gunst der Guten geworben, und nicht mit Liebe vergalten sie ihm seine Thaten. Er hatte Recht und Gerechtigkeit, jegliche Tugend und Sitte mit Füßen getreten, und furchtbar erhob sich die Vergeltung, als die Stunde gekommen war. Er hatte eine Säule der Kirche umgestürzt, und sie erschlug ihn in ihrem Falle. — Sei es, daß der Bannspruch des Bischofs gegen den König fortwirkte, und die Massen des Volkes gegen ihn auflehnte, sei es, daß, wie jedoch nur polnische nicht römische und andere Geschichtsschreiber berichten, Papst Gregor, sobald er Kunde von der Unthat erhielt, über das ganze polnische Reich das Interdict verhängte,

sei es, daß hierauf gestützt, der Adel sich kühner erhob, dessen Rechte zu schmälern der König nie aufgehört hatte, — genug, beladen mit dem Fluch des Volks, verlassen, umstrickt, verfolgt von den Ersten und Mächtigsten des Reichs, sah noch in demselben Jahre sich der, welcher über Alle schrankenlos gebieten zu dürfen wähnte, gezwungen, mit seinem einzigen, zwölfjährigen Sohne Mieczyslaw schleunig aus dem Lande zu flüchten, vertrieben, arm, nichts mit sich nehmend, als das Bewußtsein seiner Schuld, ohnmächtige Wuth und ein nagendes Gewissen.

Er floh zu seinem Verwandten, Wladislaw, dem Könige von Ungarn, und sein ferneres Geschick hüllt sich in zweifelhafte Dämmerung. Nach Einigen verfiel er dort im zweiten Jahre seiner Verbannung plötzlich in eine Krankheit, die ihn in Wahnsinn stürzte, und rasend durchirrte er die Thäler, Wälder und Gebirge, die wüstesten Einöden, unablässig die Rache des Himmels auf sein überweises Haupt herabbeschwörend; bis er endlich von seinen eigenen Hunden, seinen einzigen Begleitern, nachdem er zum Tode ermattet und erschöpft seinen Geist in der Wüstenei aufgegeben hatte, zerrissen und aufgezehrt ward, und so mit schauderhaftem Ende sein schaudervolles Leben entsprechend beschloß. Jahrhunderte lang hat in Folge dessen der Glaube sich erhalten, daß er in den Ungarischen Wäldern fortlebe und umgehe zum Entsetzen der Menschen, und das zur Strafe seines an Stanislaus begangenen Mordes, Geier und andere Raubvögel Nachts seinen Leib zerfleischen und anfressen, daß dann Tags aber ihm wiederwachse, was sie in der Nacht verzehrt haben, und daß endlich, wenn er solchergestalt sein

das mitfühlende Volk nicht abhalten, sein Grab zahlreich zu besuchen, andächtige Gebete dabei zum Himmel zu senden, und Trost und Heilung von verschiedenen Gebrechen an der Blutstätte zu empfangen. — Boleslaw hörte von dieser allgemeinen andächtigen Bewegung, hörte, wie nächtlich ein himmlischer Glanz von der Gruft des Gemordeten ausgehe, wie Lichtgestalten niederwallten vom Himmel zu der Grabstätte, und dem Schlummernden ihre Verehrung bezeigten; und um sich selbst davon zu überzeugen, stieg er auf die Burg von Cracau, und beobachtete von dort aus einer geheimen Oeffnung alles, wie es ihm berichtet worden; und heftig betroffen durch solche Erscheinung, ließ er seitdem ab, den Gestorbenen zu lästern und sein Leben zu verunglimpfen. — Aber das Maas des Ungerechten war erfüllt, und die Drohungen, die der Hingeopferte ausgesprochen hatte, begannen sich zu verwirklichen. Denn um dieselbe Zeit versagten die Ruthenischen Provinzen den Tribut, und bei dem Adel des Reichs wuchs täglich Haß und Verachtung gegen den König. Er hatte nicht um die Liebe des Volks und die Gunst der Guten geworben, und nicht mit Liebe vergalten sie ihm seine Thaten. Er hatte Recht und Gerechtigkeit, jegliche Tugend und Sitte mit Füßen getreten, und furchtbar erhob sich die Vergeltung, als die Stunde gekommen war. Er hatte eine Säule der Kirche umgestürzt, und sie erschlug ihn in ihrem Falle. — Sei es, daß der Bannspruch des Bischofs gegen den König fortwirkte, und die Massen des Volkes gegen ihn auflehnte, sei es, daß, wie jedoch nur polnische nicht römische und andere Geschichtschreiber berichten, Papst Gregor, sobald er Kunde von der Unthat erhielt, über das ganze polnische Reich das Interdict verhängte,

sei es, daß hierauf gestützt, der Adel sich kühner erhob, dessen Rechte zu schmälern der König nie aufgehört hatte, — genug, beladen mit dem Fluch des Volks, verlassen, umstrickt, verfolgt von den Ersten und Mächtigsten des Reichs, sah noch in demselben Jahre sich der, welcher über Alle schrankenlos gebieten zu dürfen wähnte, gezwungen, mit seinem einzigen, zwölfjährigen Sohne Mieczyslaw schleunig aus dem Lande zu flüchten, vertrieben, arm, nichts mit sich nehmend, als das Bewußtsein seiner Schuld, ohnmächtige Wuth und ein nagendes Gewissen.

Er floh zu seinem Verwandten, Wladislaw, dem Könige von Ungarn, und sein ferneres Geschick hüllt sich in zweifelhafte Dämmerung. Nach Einigen verfiel er dort im zweiten Jahre seiner Verbannung plötzlich in eine Krankheit, die ihn in Wahnsinn stürzte, und rasend durchirrte er die Thäler, Wälder und Gebirge, die wüstesten Einöden, unablässig die Rache des Himmels auf sein übermüthes Haupt herabbeschwörend; bis er endlich von seinen eigenen Hunden, seinen einzigen Begleitern, nachdem er zum Tode ermattet und erschöpft seinen Geist in der Wüstenei aufgegeben hatte, zerrissen und aufgezehrt ward, und so mit schauderhaftem Ende sein schaudervolles Leben entsprechend beschloß. Jahrhunderte lang hat in Folge dessen der Glaube sich erhalten, daß er in den Ungarischen Wäldern fortlebe und umgehe zum Entsetzen der Menschen, und das zur Strafe seines an Stanislaus begangenen Mordes, Geier und andere Raubvögel Nachts seinen Leib zerfleischen und anfressen, daß dann Tags aber ihm wiederwachse, was sie in der Nacht verzehrt haben, und daß endlich, wenn er solchergestalt sein

Verbrechen hinreichend würde abgebüßt haben, er nach Polen zurückkehren und dort regieren werde.*)

Andere erzählen, daß die Aufnahme des mit dem Bannfluch beladenen Mörders bei den Ungarn allgemeines und so großes Mißvergnügen erregt habe, daß Boleslaw, unter Zurücklassung seines Sohnes, nur von einem Diener begleitet, in niedriger, entstellender Kleidung, damit er nicht entdeckt werde, heimlich nach Karinthien entfliehen mußte, und in mehreren Klöstern, die seine Vorfahren gegründet hatten, namentlich auch im Kloster Wilthin bei Innspruck, in strengster Buße gelebt, und die niedrigsten Dienste verrichtet habe, ganz seine Herkunft, sein Geschlecht und seinen ehemaligen Rang verleugnend. — Kromer in seiner Geschichte Polens, und ebenso Mathäus Strichowski, und nach ihm Stanislaus Sarnicki erzählen dagegen, daß ein gewisser polnischer Edelmann, Namens Valentin Kuczborski, auf einer Reise nach Rom in dem Kloster Ossya in Kärnthen, eine halbe Meile von der Stadt Feldkirchen, auf dem Kirchhofe ein steinernes oder marmornes Grabdenkmal gesehen habe, auf welchem ein Pferd mit einem Sattel und einer lateinischen Inschrift eingehauen gewesen, so lautend: „Boleslaus, König Polens, Mörder des Heiligen Stanislaus, Bischofs von Cracau." — In diesem Kloster soll Boleslaw als Mönch gelebt haben, und nicht eher erkannt worden sein, als bis nach seinem Tode unter seiner Verlassenschaft Briefe sich fanden, und andere Zeichen seines königlichen Ranges. Darob erstaunt, habe man denn seinen Kör-

*) Seltsam erinnert diese Sage an den wilden Jäger, an Prometheus und die Heimkehr des Königs Arthur nach Wales zugleich.

ner mit größter Ehrerbietung begraben, und ihm jenes ehrenvolle Denkmal gesetzt. — Der Kommentar des Kadlubek bemerkt jedoch dabei: „Bei uns wird solches aber nicht erzählt und dem Volke mitgetheilt, damit die Leichtigkeit der Sühne dem Sündigen nicht zum Anreitz diene.“ — Naruszewicz bezweifelt die Echtheit des Denkmals; Thadeusz Czacki dagegen berichtet, daß der Grabstein noch vorhanden sei, und die Inschrift, soviel man aus dem Charakter der Buchstaben schließen könne, dem dreizehnten, auch vielleicht vierzehnten Jahrhundert angehöre. Auch fände sich in dem Kloster eine Beschreibung des Lebensendes Boleslaw's, es sei dies aber eine so elende Schmiererei und ein solcher Mischmasch, daß sie keinen geschichtlichen Werth habe. — Darin stimmen jedoch fast Alle überein, daß Boleslaw im Jahre 1081 außerhalb seines Vaterlandes im Elend geendet habe.

Auch sein Sohn Mieczyslaw nahm ein trauriges Ende. Obwohl Boleslaw's Nachfolger, sein jüngerer Bruder, Wladislaw Hermann, sich der Rückkehr seines Neffen nach Polen, im Einverständniß mit seinem Volke, widersetzte, ward er dennoch dazu durch den König von Ungarn gezwungen. Bald gewann der liebenswürdige Jüngling die Zuneigung der Nation, und ward von seinem Oheime mit einer russischen Fürstentochter vermählt, kurze Zeit darauf starb er jedoch in der Blüthe der Jugend eines plötzlichen Todes, und nicht ohne Verdacht, daß er von den alten Feinden seines Vaters, oder wohl gar von seinem eigenen Oheim durch Gift aus dem Wege geräumt worden sei. — Auch jene Krieger, welche sich mit dem Blute des Heiligen so schnöde befleckt hatten, und deren Nachkommen wurden fortan mit schwe-

ren Krankheiten und andrem Unheil heimgesucht, auf daß das Wort der Schrift erfüllt würde: es werden die Sünden der Väter heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Doch wenden wir uns zu dem heiligen Dulder zurück, der, wie sein Mörder hinab in die Tiefe der Verdammniß sank, immer höher und lichter im Glanz der Verklärung sich erhob.

Die Zahl der Gläubigen schaarte sich täglich dichter um das Grab der Frommen, und schon strömten aus weiter Ferne Viele hinzu, um Theil an den Gnaden zu nehmen, die er ausspendete. Ein Kuß auf sein Grab, ein wenig Staub desselben, gläubig entnommen und aufbewahrt, hat viel Uebel und Krankheit geheilt. Sein Ring, in etwas Wasser getaucht, hat nach dessen Genuß oder Gebrauch Unzählige wunderbar gestärkt, und ihnen Genesung von langwierigen Leiden gegeben, und selbst Juden durften seiner Segnungen und Wohlthaten genießen. Mehrmals sah man Nachts die Kirche des Erzengels Michael überirdisch erleuchtet, und beobachtete durch einen Spalt in der Thür, wie der Bischof, umgeben von zwei Chören ehrwürdiger Personen, in der Mitte des Schiffes stand, und mit ihnen Psalmen und süße Hymnen sang.

Im zehnten Jahre nach dem Leiden des Seeligen begab sich einst am frühesten Morgen eine ehrbare adlige Matrone, Namens Swanthaslawa, nach der Kirche des Erzengels hinaus, um ihrer Gewohnheit nach am Grabe des Stanislaus zu beten. Und wie sie daselbst inbrünstig hingeworfen auf den Knieen lag, schien es ihr, als wenn die Kirche sich öffne, sie hineintrete, und den Verstorbenen im glänzenden Bischofs-Ornate

umgeben von ehrwürdigen Männern, den Gottesdienst verrichten sehe; als das Amt vorüber, trat er zu ihr heran, und sprach also mit vernehmlichen Worten: „Gehe hin in Gott, demüthige Tochter, und sage dem Bischof von Cracau und den Kanonieen, meinen Brüdern, daß sie mich in eine größere Kirche transferiren sollen, dieweil ich hier liege ohne Ehre und mein Gebein vom Staube berührt wird.“ — Der Bischof und das Kapitel gehorchten freudig diesem Befehle, erhoben den Leichnam aus seinem alten Sarge, und setzten ihn in einen schönen steinernen Sarkophage bei, der mit reichen Goldblechen verziert war, worauf man seine ganze Lebensgeschichte abgebildet sah.

Dann wurde der Sarkophag in der größeren Kirche des seeligen Wenceslaus zu Cracau, welcher im Jahre 938 den Märtyrertod erlitt, beigesetzt, bei welcher Translation viele Wunder und Zeichen geschahen. Seitdem ward diese Kirche nach Stanislaus benannt, und die frühere Benennung Wencelskirche kam ab.

Hier wirkte nun der Entschlafene lebendig fort in einer großen Menge von Zeichen und Wundern, wobei jedoch auch zum Oefteren das Mißfallen des Heiligen sich kund that, daß er in einer unterirdischen Gruft beigesetzt worden, und sein Sarkophag nicht allen Gläubigen sichtbar sei, wodurch er in der vollen Entwickelung seiner göttlichen Kraft gehemmt werde. Inzwischen waren an hundertundsiebenzig Jahre seit seinem Tode verstrichen. Da beschloß endlich der Bischof Prandotha von Cracau, ihn der Verborgenheit zu entheben, und feierlich oben in der Kirche aufzustellen. Es ist erstaunlich, welche Fülle der seltensten Gnaden nun der Heilige ausströmte, wie er Blinde heilte, Todte auferweckte, Epi-

leptische, Besessene und Kontrakte zur Genesung führte, wie die Anrufung seines Namens aus Wasser- und Feuersgefahr rettete. Der Bischof und das Kapitel hielten es nun für fromm und heilsam, alle diese wunderbaren Zeichen und Erscheinungen genau untersuchen und sorgfältig aufzeichnen zu lassen, und schickten diese Schrift mit den besiegelten Zeugnissen der Prälaten und Betheiligten an den Papst Innocens IV. nach Rom, und zu Abgeordneten wurden der Decan Jacob Skarzeszowski und der Kanonikus Gerhard von Cracau ernannt, welche die Heiligsprechung des Märtyrers beantragen sollten. Viele Große und Adlige begleiteten sie, um Zeugniß für die Richtigkeit jener Wunder abzulegen. — Sie treffen den Papst zu Perusium, tragen ihm alles vor, und legen die Zeugnisse und Schriftstücke vor. Der Kommissarius des Papstes, Kardinal Johann Kajetan Ursini, welcher nachmals im Jahre 1277 zum Papst erwählt ward, und dabei den Namen Nicolaus III. annahm, staunte ob solcher Klarheit und Menge der Wunder, und der Wolke von Zeugen. Allein zum Erstaunen Aller widersprach der Bischof von Ostia, Reginald, der im Jahre 1254 als Papst Alexander IV. den heiligen Stuhl bestieg, sehr heftig der Kanonisation indem er wegen der langen, seit dem Leben des Stanislaus verflossenen Zeit, die Vorgänge seines Märtyrerthums für verdächtig und unglaubwürdig hielt, da sie sonst dem päpstlichen Stuhle bisher nicht hätten unbekannt bleiben können. Der Papst Innocens, in ängstlicher Sorge, daß nicht ein Unwürdiger oder Verdächtiger in die Zahl der Heiligen eingelassen werde, ließ daher durch Kajetan den cracauischen Gesandten die Nothwendigkeit eröffnen, daß der Heilige noch ein Einzelwun-

der ihm wisse, damit die widersprechenden Stimmen sich zur vollen Einheit auflösten. Die darob sehr Erschrockenen brauchten indeß nicht lange darauf zu warten. Denn siehe, plötzlich ward Reginald, der Bischof von Ostia, von einer Krankheit so heftig niedergeworfen, daß er sofort zum Heiligen Vater mit der Bitte sandte, ihm die letzte Oelung zu geben und ihn zu absolviren. Inzwischen aber befahl er Allen, die sich um ihn versammelt hatten, aus dem Zimmer zu gehen; und als er allein war, um Gott in aller Stille seine Seele zu befehlen, da trat durch die verschlossene Thür Stanislaus, mit dem bischöflichen Ornat angethan, an das Bett des Kranken und fragte ihn: ob er wache? — „Ja — antwortete jener — aber sprich, wer bist Du?" — Und dieser drauf: „„Ich bin Stanislaus, Bischof von Cracau, gegen den Du so feindselig handelst."" — Darüber erschrak der Kranke heftig, aber als er sich wieder gesammelt, rief er reumüthig: „O Du sehr heiliger Mann, verzeihe, ich beschwöre Dich, verzeih mir, daß ich deiner Kanonisation zu widerstreben schien!" — Und Stanislaus unterbrach ihn: „„Hieran mögest Du mich als von Gott Geliebten und Christi Märtyrer erkennen: stehe auf gesund von deinem Siechbett, und hindere ferner nicht, was Gott zum Heil von Vielen beschlossen hat."" — Der Heilige verschwand wundersam, wie er gekommen; der Kranke aber fühlte sogleich alle seine Kräfte zurückkehren, und rief seinen Dienern zu: „Servirt geschwind mein Frühstück, damit ich sogleich zum Heiligen Vater eile!" — Die Diener waren ganz erstaunt über diesen Befehl und die gänzliche Umwandlung ihres Gebieters, trugen ihm das Essen auf, und nachdem er wie ein Gesunder zugelangt und sich gestärkt hatte, eilte er zum Papst, der

ihm unterwegs schon begegnete. Nicht minder erstaunte auch dieser, denjenigen in aller Kraft der Gesundheit auf der Straße zu sehen, den er auf dem Todbette zu finden gewähnt hatte. Reginald erzählte ihm alles, was ihm widerfahren, und widerrief reuig seinen Widerstand gegen die Kanonisation. Sogleich ward eine neue Kardinalssitzung gehalten, die Sache nochmals durchgegangen, der Teufelsadvokat adcitirt, der Proceß in den üblichen Formen instruirt, und da das Urtel nun einstimmig zu Gunsten des Märtyrers ausfiel, vom Papste in der Kirche des Heiligen Franciskus zu Assisi der Termin zur Verkündigung der Heiligsprechung des Stanislaus auf den Tag Mariä Geburt des laufenden Jahres 1253 anberaumt.

Die Feierlichkeit ward in der üblichen Weise, wie auch unsere Tage Aehnliches gesehen haben, begangen, und hochbeglückt kehrten die Gesandten nach Cracau zurück, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Ganz Polen freute sich des großen und heilvollen Ereignisses. Und nun begann der Heilige auf's Neue seine Herrlichkeit in unzähligen Wundern zu offenbaren, die der polnische Historiker Dlugosz in seiner Lebensbeschreibung des Stanislaus, nach Jahren bis zu seiner Zeit geordnet, in den Actis Sanctorum auf 33 Folioseiten engen Drucks mit doppelten Kolumnen weitläufig aufgezählt, die aber für die, so da glauben, zu wiederholen, den Andachtsbüchern wir billig überlassen.

In den ehemals zu Polen gehörigen Landestheilen wird das Andenken des Stanislaus an seinem Todestage, den achten Mai, und zwar als gebotener Festtag gefeiert, weil er hier zu den bedeutendsten Patronen gehörte. In der übrigen katholischen Christenheit dagegen

ist sein Feiertag der siebente Mai, weil am achten Mai bereits in der ganzen Christenheit ein höheres Fest zum Gedächtniß der Erscheinung des Erzengels Michael gefeiert ward, das von einem geringeren zur Ehre eines Menschen nicht verdrängt werden konnte, weßhalb seine Gedächtnißfeier um einen Tag zurückverlegt ward, welcher noch mit keinem Kirchenfeste besetzt war. In Polen dagegen mußte das Fest des Erzengels Michael dem des Stanislaus weichen, weil jenes nur stilles Kirchenfest war, nach dem Gebrauch der Kirche aber das öffentliche Fest vor jenem den Vorrang erhält. Nur so ist diese Verschiedenheit in den Gedächtnißtagen unsers Heiligen erklärbar, die, hinsichts des siebenten Mai sich auf die römischen Missalien, Breviarien und Martyrologien, hinsichts des achten Mai aber auf die hiesigen Diöcesan-Directorien des Officii divini, und die missae in officia propria SS. Patronorum et festorum regni Poloniae stützt. Eine, jedoch ohne Zweifel wohl erlassene, deßfallsige päpstliche ausdrückliche Verordnung haben wir indeß nicht ermitteln können.

Walther und Helgunde.

In den Zeiten des Königs Boleslaw Krzywousty — erzählt Boguphal, Bischof von Posen, in seiner polnischen Chronik — war im Reiche der Lechiten eine sehr berühmte, mit hohen Mauern umgebene Stadt, Wislica mit Namen, welche weiland zur Heidenzeit ein edler Fürst Wislaus beherrschte, der seinen Ursprung auf den Stamm des Königs Popiel zurückführte. Diesen hatte ein gewisser Graf aus demselben Stamme, und der Sage nach von großer Körperkraft, Namens Walther der Starke, oder polnisch Wdaly Walgerz, gefangen genommen, und in der Tiefe eines Thurmes seines Schlosses Tyniec in Ketten gelegt, weil jener es ihm bei einem Aufstande weggenommen hatte. Dieses Schloß Tyniec liegt in der Nähe von Cracau, wo jetzt die durch Kasimir den Mönch, König der Polen oder Lechiten, gegründete Abtei des H. Benedict sich befindet.

Walther hatte die Tochter eines gewissen fränkischen Königs, Namens Helgunde, zur Gemahlin, die er, wie man sagt, einst nicht ohne große Lebensgefahr nach Polen entführt haben sollte. Am Hofe dieses fränkischen Königs

nämlich (wohin Walther gekommen war) befand sich damals auch der Sohn eines allemanischen Königs, der gleichfalls für dieselbe glühte. Walther, wie er scharfsinnigen und umsichtigen Geistes war, und bemerkte, daß Helgunde ihre Neigung dem allemanischen Königsohn zugewendet habe, erstieg in einer Nacht die Mauern des Schlosses, und bewog dessen Wächter durch Bitten, daß er ihn nicht in irgend einer Weise zu stören versuche; dann stimmte er eine süße Melodie an, und durch den holden Klang der Stimme erwacht des Königs Tochter aus dem Schlummer, springt aus dem Bette, und lauscht mit ihren Mädchen und Gespielinnen, ganz die Ruhe des Schlafs vergessend, dem äußerst lieblichen Lockgesange so lange, als der Sänger sich hören ließ.

Sogleich am Morgen läßt Helgunde den Wächter rufen, und forscht ihn eifrig aus, wer jener gewesen sei, der so süß in der vergangenen Nacht gesungen habe; der Wächter jedoch, fest entschlossen, Walthern nicht zu verrathen, betheuerte, daß er von ihm nichts wisse. Als aber in den zwei folgenden Nächten der Jüngling sein Spiel mit Vorsicht wiederholte, wollte Helgunde sich ferner nicht täuschen lassen, und bedrängte den Wächter mit den schreckendsten Drohungen, daß er den Sänger verrathe; und da dieser sich hierzu noch immer nicht verstehen will, befiehlt sie, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Unter diesen Umständen gestand er nun, daß Walther gesungen habe, und nun wandte sie mit heißester Neigung sich dem Jünglinge zu, und kehrte ihr Herz von dem Sohne des allemanischen Königs ab. — Wie dieser nun mit Beschämung sich von Helgunden verschmäht, und Walthern in den Schooß ihrer Liebe aufgenommen sah, entbrannte er gegen ihn von heftigem Zorn,

und nahm bei der Rückkehr in's Vaterland alle Fahrzeuge auf dem Rheine in Beschlag. Sorgfältig ließ er auch darüber wachen, daß Niemand mit einer Jungfrau über den Fluß fahre, es sei denn, daß er eine Mark Goldes zahle.

Nach einiger Zeit finden Walther und Helgunde Gelegenheit zur Flucht; aber an das ersehnte Ufer des Rheins gelangt, fordern die Schiffer eine Mark Goldes für die Ueberfahrt; nachdem sie jedoch solche erhalten, weigern sie sich nichts desto weniger die Wanderer über zu setzen, bis der Sohn des Königs würde herbeigekommen sein. Walther, merkend, daß hier Gefahr im Verzuge sei, besteigt seinen Bucephalus, läßt Helgunden hinter sich aufsitzen, springt in den Fluß, und schwimmt schneller als ein abgeschossener Pfeil hindurch. — Kaum hat er eine Strecke Weges jenseits des Rheines zurückgelegt, so hört er hinter sich das Geschrei von dem, ihn verfolgenden Allemannen, der mit lauter Stimme ihm nachruft: „Ha, Treuloser! Mit des Königs Tochter bist Du heimlich entflohen, und ohne das Fährgeld zu zahlen bist Du über den Rhein gegangen. Halt an, stehe und rüste Dich zum Zweikampf, und wer Sieger darin bleiben wird, der soll des Andern Pferd und Waffen, und Helgunden erhalten." Auf diesen Ruf antwortete Walther unerschrocken: „Was sprichst Du? Die Mark Goldes habe ich bezahlt, und die Tochter des Königs nicht mit Gewalt entführt, sondern sie folgt mir aus freien Stücken."

Nach diesen Worten legt jeder zornig die Lanze gegen den Andern ein, und nachdem sie zersplittert, kämpfen die Helden mit den Degen, und messen mannlich ihre Kräfte. Und weil dem Allemannen Helgunde gegen-

über hinter dem Kampfplatz stand, zwang er, begeistert von ihrem Anblick, Walthern rückwärts zu weichen, bis dieser so weit gewichen, daß auch er Helgunden im Auge hatte. Ihr Anblick erfüllt ihn ebenso mit unglaublicher Scham, wie mit dem heftigsten Liebesfeuer, daß er alle seine Kräfte zusammenraffte, auf den Allemannen eindrang, und ihn sofort erschlug. Er nahm sein Roß und seine Waffen, und setzte erfreut über den doppelten Sieg, die angefangene Reise nach der Heimath fort.

Walther kam glücklich auf seinem Schlosse Tyniec an, gönnte sich einige Zeit Ruhe, um sich zu erholen, entnahm zugleich aber aus den Klagen der Seinigen, daß Wislaus der Schöne, Fürst von Wislica, während seiner Abwesenheit mannigfache Unbill ihm zugefügt habe. Er erzürnte sich darüber sehr, erhob zur Rache sich gegen Wislaus, besiegte ihn endlich im Kampfe, und warf ihn (wie schon bemerkt) mit Ketten belastet in das Verlies eines Thurmes auf seinem Schlosse Tyniec.

Einige Zeit später aber zog er nach Art kriegerischer Männer in ferne Länder auf Kriegshandwerk, und schon waren zwei ganze Jahre verstrichen, als Helgunde, höchst betrübt über die Abwesenheit des Gatten, sich verleiten läßt, mit trauriger Miene vertraulich einem ihrer Mädchen zu gestehen, daß sie sich weder Wittwe noch Gattin fühle, und jene Frauen nicht aus den Gedanken bringen könne, welche so glücklich seien, diesen tapfern, den Kämpfen des Krieges nachhängenden Männern ehelich nahen zu dürfen. Die Vertraute, von dem Wunsche beseelt, ihre Gebieterin, die nun ihr so lange gezügeltes Schamgefühl abgelegt hatte, den betrübten Mangel wenigstens für einige Zeit zu ersetzen, verräth ihr, daß Wislaus, der Fürst von Wislica, ein Mann von

äußerst anmuthiger Gestalt, schönem Körper und edlem Ansehen, im Thurme schmachte; und die Elende beredet sie, daß sie ihn im Schweigen der Nacht aus dem Thurme hervorführen, und dann nach genossenen Umarmungen wieder dahin vorsichtig zurückbringen lasse. — Helgunde nimmt diesen Rath der Vertrauten günstig auf, und ohne Furcht, durch die gefährlichen Folgen ihres Unternehmens Leben, Ruf und Ehre auf's Spiel zu setzen, befiehlt sie, den Wislaus aus dem Kerker zu ihr zu führen, und bei dem Anblick seiner Schönheit bemeistert sich ihrer Bewunderung und Freude. — Ja, anstatt ihn in sein Gefängniß wieder zurückbringen zu lassen, vereinigt sie sich vielmehr mit ihm in verbrecherischem Bunde, und von unauflöslichen Banden der Liebe umstrickt, zieht sie es vor, mit ihm nach der Stadt Wislica zu entfliehen, und sich von dem Ehebunde mit ihrem Gemahl loszusagen.

So kehrte Wislaus in seine Herrschaft zurück, in der Meinung einen doppelten Triumph errungen zu haben, der jedoch bei seinem unglücklichen Ausgange den Tod Beider zur Folge hatte. Denn bald nachher kehrte Walther zur Heimath zurück; aber Helgunde kommt ihm nicht an den Pforten der Burg entgegen. Verwundert fragt er nach der Ursach davon. Wie er nun erfährt, unter welchen Umständen Wislaus im Einverständniß mit seinen Hütern aus dem Kerker des Thurmes nicht blos entflohen, sondern sogar auch Helgunden mit sich genommen habe, übermannt ihn der unbändigste Zorn, und augenblicklich macht er sich nach Wislica auf, ohne zu bedenken, wie er sich und das Seinige dadurch den Wechselfällen des Glücks aussetze. Unerwartet tritt er in die Stadt Wislica, während Wislaus gerade

außerhalb sich auf der Jagd befindet. Helgunde hat jedoch kaum den Nahenden bemerkt, als sie ihm auch schon entgegeneilt, sich ihm zu Füßen wirft, und Wislaus unter Verwünschungen anklagt, daß er sie mit Gewalt geraubt habe. Sie überredet Walther, sich in einem abgelegenen Gemache des Schlosses zu verbergen, um an Wislaus, wenn dieser werde zurückgekommen sein, für die ihm zugefügte Schmach gerechte Rache zu nehmen. Walther schenkt den heuchlerischen Betheuerungen der Verrätherin Glauben, und betritt ein festes Gemach, worin er aber alsbald dem Wislaus durch die tückische Frau als Gefangener vorgestellt wird.

So freuten sich Wislaus und Helgunde unter frohem Jubel nun über den glücklichen Erfolg eines zum dritten Male errungenen Triumphs, und geben sich dem vollsten Rausche der Lust hin, welche häufig das Wimmern des Todes zu begleiten pflegte. Denn Wislaus wollte den Walther nicht in der Haft eines Kerkers halten, sondern beschloß ihn mehr als durch den Moder eines Gefängnisses zu quälen. Er ließ ihn daher an die Wand des Speisezimmers durch eiserne Schellen mit ausgestreckten Händen an Hals und Füßen aufgerichtet anschmieden. In dem Zimmer befahl er ein Polsterbett aufzuschlagen, wo zur Sommerszeit das Paar ruhte, und er mit Helgunde in den Mittagsstunden zärtlicher Liebkosungen pflog.

Wislaus hatte eine Schwester, welche wegen ihrer Häßlichkeit niemand zum Weibe nehmen mochte; dieser von Allen am meisten vertrauend, hatte er Walthern zur Bewachung übergeben. Sie ward aber zu sehr von den Qualen desselben ergriffen, und die jungfräuliche Zucht bei Seite legend, fragt sie ihn, ob er sie zur Gattin

nehmen wolle; unter dieser Bedingung könne er sich von seinen Leiden erlösen, indem sie dann seine Fesseln brechen würde. Jener verspricht's, und festigt es mit einem Eide, daß er sie, so lange er lebe, mit ehelicher Liebe behandeln, und nie sein Schwert gegen ihren Bruder Wislaus, wie sie gleichfalls bevorwortet hatte, ziehen werde. — Darauf ermuntert er sie, sein Schwerdt aus dem Schlafgemach ihres Bruders wegzunehmen und ihm herzubringen, um damit seine Fesseln zu lösen. Nachdem sie es herbeigebracht, befiehlt ihr Walthet, das Schloß der eisernen Schellen zu erbrechen; sodann verbirgt sie das Schwert zwischen seinem Rücken und der Wand, damit er die gelegene Zeit wahrnehmen könne, um desto sicherer zu entkommen.

Bis zum andern Tage verharrte Walther in der noch scheinbar gefesselten Stellung, bis zur erwarteten Mittagsstunde Wislaus und Helgunde sich wieder auf dem Polsterbett den gewohnten Liebesbezeigungen überließen. Nun aber sprach sie Walther gegen seine Gewohnheit mit den Worten an: „Wie würde es Euch scheinen, wenn ich, befreit von meinen Fesseln, mein blitzendes Schwerdt in der Hand, vor euer Lager träte, und drohte, für eure Verbrechen Rache zu nehmen?“ — Bei diesen Worten erstarrte Helgunden's Herz, und zitternd sprach sie zu Wislaus: „Wehe, Herr ich habe heute in unserm Gemach nicht sein Schwert gefunden, und deiner Mahnungen nicht achtend, habe ich vergessen, es in Sicherheit zu bringen.“ — Darauf erwiderte Wislaus: „Und wenn er zehn Schwerter in Händen hätte, wegen der eisernen Banden, die er ohne die Kunst der Schmiede nicht brechen kann, würde ich ihn dennoch nicht fürchten.“ Während aber jene also mit einander

sprachen, warf Walther die Fesseln ab, sprang von der Wand herab und mit geschwungenem Schwerte, siehe, stand er plötzlich vor dem Sündenlager, und mit hoch erhobenen Händen schlug er damit nieder auf das Paar, daß Beide zugleich mitten durch geschnitten wurden.

So schlossen Wislaus und Helgunde mit elendem Ende ihr verbrecherisches Leben. Das Grab dieser Helgunde kann von Allen, welche es wünschen, auf dem Schloß Wislica gesehn werden, und wird, in Stein gehauen, noch bis auf den heutigen Tag gezeigt.

Der heilige Adalbert.

In der Mitte des zehnten Jahrhunderts lebte in Böhmen ein mächtiger Graf, Namens Slawnik, Gebieter der Herrschaft Lubik und, wie versichert wird, mit dem sächsischen Kaiserhause verwandt. Er war sehr mildthätig gegen die Armen, doch in Zucht und Frömmigkeit weniger lobenswerth. Dagegen wird einstimmig seine Gemahlin Strziezislawa, aus dem böhmischen Herzogshause entsprossen, und, wie Einige behaupten, eine Schwester des Herzogs Boleslaw II. und Wenceslaw von Böhmen, als ein unübertroffenes Muster von weiblicher Tugend, Frömmigkeit der Gesinnung und Reinheit des Wandels und der Sitte geschildert, wie dies ihr Name schon ausdrückt. Ihren Glauben durch Werke bethätigend, entsprach ihr Leben dem Adel ihrer Herkunft; nur das ist ihr zum Vorwurf angerechnet, daß sie als Gattin zu strenge Enthaltsamkeit übte und dadurch ihrem Gemahl Anreiz zu unerlaubtem Umgange mit andern Frauen gab. „Der Vater war gut, besser die Mutter, am besten der Sohn."

Beiden Eltern ward zwischen 940 und 950 ein Sohn geboren, der, da er eine kräftige Natur verhieß, zum weltlichen Stande bestimmt ward, und in der Taufe den Namen Woyciech erhielt, was auf altböhmisch Kriegsbändiger oder Ermuthiger des Heeres heißt. Allein in frühester Jugend befiel den Knaben ein gefährliches Fieber, und brachte ihn an den Rand des Grabes. Da erkannten die Eltern ihren Irrthum in der Bestimmung ihres Kindes. In der Angst ihres Herzens sprachen und gelobten sie an dem Altar der Heil. Jungfrau: „Nicht uns, Herr, nicht uns lebe jener Knabe, sondern als Geistlicher zur Ehre der Mutter Gottes trage er Dein Joch auf seinem Nacken!" — Alsbald wich die Krankheit von dem Kinde. Die Mutter lehrte den Knaben nun beten und gab ihm Unterricht in der Heiligen Schrift. Später ward er zur Unterweisung Priesterhänden anvertraut, allein in Furcht vor ihnen floh er zweimal von seinen Erziehern zu den Eltern zurück. Der Vater aber strafte ihn zürnend mit harten Schlägen, brachte ihn zur Schule zurück, und nun eröffnete sich Ohr und Herz des Knaben zu heilvollen Studien.

Als Woyciech in das Alter eintrat, in welchem er zu seiner einstigen Bestimmung des ernsteren Unterrichts und einer umfassenderen Belehrung bedurfte, sandte der Vater ihn in die in großer Blüthe stehende Schule im Kloster des Heil. Mauritius zu Magdeburg, welche der Kaiser Otto I. in Folge eines Gelübdes während der großen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955 gestiftet hatte. Ungeachtet ihres kurzen Bestehens gelangte diese mit dem erzbischöflichen Stift in Verbindung stehende Anstalt schnell zu großem Glanz und Ruhm, den sie wesentlich dem damaligen Erzbischof Adalbert ver-

dankte. Dieser Mann, dessen Name im ganzen Reiche mit Achtung und Ehrfurcht genannt ward, nahm den jungen Grafen Woyciech mit Liebe und Freundlichkeit auf.

So trat der aufstrebende Jüngling in einen großen Kreis von jungen Deutschen ein, welche der weite Ruf der magdeburgischen Schule aus allen Theilen des Reichs hier zusammengeführt hatte. Sie stand zumal damals unter der Leitung Otherichs, Scholastikus des Klosters, eines Mannes, der ein Cicero seiner Zeit genannt ward, dessen Gelehrsamkeit in allem, was damals den Kreis des menschlichen Wissens bildete, in ganz Deutschland gerühmt ward, und der die Blüthe der Schule nicht wenig mit beförderte. Ihm hatte der Erzbischof den Jüngling zunächst anvertraut, und an ihn schloß sich dieser mit aller Wärme seines Herzens an. Als nun nach Verlauf einiger Zeit der Erzbischof dem jungen Manne die Weihe zum geistlichen Stande ertheilte, legte er ihm statt seines weltlichen Namens Woyciech den seinigen bei, zum Beweise, welche Hoffnungen in seiner neuen Bestimmung auf ihn gesetzt seien. Der junge Adalbert entsprach auch bald solchen Erwartungen durch seinen Ernst beim Unterrichte, durch die lebendigste Theilnahme in allen Uebungen zur Bildung seines Geistes, nicht minder aber auch durch die strengste Reinheit und Frömmigkeit seines Wandels, und durch den regsten Eifer in allen göttlichen Dingen.

Als er einst mit seinen Mitschülern aus der Schule kam, warfen ihn diese auf ein vorübergehendes Mädchen, daß sie beide mit einander auf die Erde fielen. Dadurch glaubte er sich mit ihr verlobt und seinen geistlichen Stand verloren, weshalb er in die bittersten Thränen

und heftigsten Wehklagen ausbrach, so daß er nur mit Mühe getröstet werden konnte.

Adalbert genoß Otherich's Unterricht nur einige Jahre. Ein Zwist zwischen diesem hochgeschätzten Lehrer und dem Erzbischof bewog den ersteren, seinem Lehramte zu entsagen und sich an den Hof des Kaisers Otto II. zu begeben, der ihn zu seinem Kaplan erhob. Um so enger schloß sich nun der junge Adalbert an seinen hohen Gönner, den Erzbischof, mit ungetheilter Liebe an; allein auch dieser ward ihm am 21. Mai des Jahres 981 plötzlich durch den Tod entrissen, und Adalbert begab sich jetzt, nachdem er neun Jahre zu Magdeburg im Moritzkloster verlebt hatte, nach Böhmen zurück, um in Prag unter dem Bischof Dietmar (oder Tetharatus) in den Dienst der Kirche zu treten. Er erhielt das Amt eines Subdiakonus, und gewann durch seinen Eifer im kirchlichen Dienste und durch die Reinheit seiner Sitten bald ebenso das Vertrauen und die Liebe seines Bischofs, als die Gunst und die Hochachtung seines Fürsten, des Herzogs Boleslaw II., der kurz zuvor das Bisthum Prag errichtet hatte. Nicht minder bald erfuhr er aber auch die Mühen und Gefahren, die er in seinem neuen Berufe sollte zu bestehen haben. Denn die Böhmen waren noch jung im Christenthum, und heidnische Greuel traten noch überall hervor; selbst viele Vornehme und Große hatten sich noch nicht zur Lehre des Heils bekannt.

Kaum in Prag angelangt, riefen Slawnik und Strziezislawa ihren Sohn durch Briefe nach ihrem Wohnort Lubik. Da Adalbert verschiedene heidnische Orte auf dem Wege dahin passiren mußte, vermied er das priesterliche Kleid zu tragen, legte einen langen Rock

und Mantel an, und begab sich mit bloßen Füßen auf die Reise. Durch unwegsame, rauhe Waldgebirge kam er glücklich nach Lubik, wo er die Kirche, die sein Vater auf seine Ermahnung erbaut hatte, weihte, und drei Tage lang sich des Wiedersehens seiner Eltern und Geschwister freute. Am vierten Tage schied er wieder von dannen, begleitet vom Segen der theuren Seinigen, und ging aus Besorgniß vor den Heiden, auf einsamen verborgenen Pfaden zurück. Dabei vom richtigen Pfade abirrend, gerieth er in die Nähe des Dorfes Zelenka, wo Brodislaw, aus dem sehr edlem Geschlecht der Tunakki, hauste, ein mächtiger Mann, der den Wanderer mit vielen Fragen belästigte. Adalbert antwortete ihm bescheiden und kurz, jener erkannte jedoch bald in ihm den Christen, rief seine Dienerschaft hierbei, und diese zog ihm den Rock ab, und behandelte ihn auf das unwürdigste mit Schlägen. — Also entlassen, sprach der Gemißhandelte, zurückgewandt nach dem Gute des Brodislaw: „An diesem Orte bin ich meiner Kleider beraubt und unschuldig geschlagen worden. Gott wird es fügen, daß die Herren dieses Orts immer in Schulden stecken, und sie nie bezahlen werden!" — Die Folgezeit hat die Wahrheit seiner Weissagung bewährt.

Noch in demselben Jahre 981 starb sein Vater. Der frommen Mutter jedoch war noch vergönnt, den Beginn der hohen Laufbahn des theuren Sohnes zu erblicken.

Adalbert lebte nur dem Beruf seines Amtes, seinen gottesdienstlichen Pflichten, der Wohlthätigkeit gegen Arme und Leidende, und der Beschäftigung mit seinen Büchern, deren er eine bedeutende Anzahl von Magdeburg nach Prag mit sich gebracht hatte. Nach zwei

Jahren (982) starb der Bischof Dietmar von Prag, ein Mann nicht von der Strenge, Erhabenheit und Sittenreinheit, wie einem Hirten der Kirche in einem halb heidnischen Lande vor allem geziemt hätte. Er hielt nicht Klausur, und hatte zumal in den letzten Lebensjahren kein heiliges Leben geführt. In der Stunde des Verscheidens lasteten diese Sünden schwer auf sein Gewissen. Adalbert war allein bei dem Sterbenden in diesem schweren Augenblick, Zeuge der Verzweiflung des Unglücklichen, der mit nagender Reue jammerte: „Wehe mir Unglücklichen, meine Tage habe ich verloren! In Irrthum habe ich dahin gelebt, und eitlem Reichthum gefröhnt, und ein Opfer des gottgesandten Todes gehe ich gerade hinab zur Hölle, wo mein Wurm nicht sterben, und mein Feuer mich in Ewigkeit und weiter hinaus brennen wird!“ — Auf Adalbert machte dieser Auftritt und der Jammer des Verzagenden einen unauslöschlichen Eindruck; er erfüllte ihn, wie er selbst dem Abt im Kloster gestand, mit großen Schrecken, und befestigte in ihm die unbeugsame Strenge in Zucht und Wandel, in der er allein den Weg zum Heile erkannte.

Der Herzog Boleslaw II., der Fromme, trat mit den Großen des Landes zur Wiederbesetzung des erledigten Bischofsitzes nach Ditmars Tode zusammen, und Alle kamen überein, daß sie keinen würdigeren als Adalbert zu seinem Nachfolger ernennen könnten, da er geborner Böhme, und sein Adel, der Reichthum seines Geschlechts, sein tiefes Wissen, und die Liebenswürdigkeit und Makellosigkeit seiner Sitten mit so hoher Ehre im vollsten Einklang ständen. So ward er einmüthig und mit jauchzendem Zuruf des gesammten Volks zum Bischof des Landes erwählt, und durch das ganze Land verbrei-

tete sich die allgemeinste Freude und Zufriedenheit über die Wahl des neuen Hirten der Kirche. Am selbigen Tage, da Adalbert das Episkopat empfing, ward ein Besessener in die Kirche getragen, welcher anfing, seine Sünden auszuschreien. Der böse Geist plagte ihn heftig; da kamen die Priester, beteten für den Kranken, und drängten den Bösen stark mit Anrufungen und Weihwasser, damit er aus den Besessenen weiche und dem lebendigen Gotte die Ehre gebe. — „Wehe, was setzt Ihr mir so zu?" — rief der Geist aus dem Kranken. „Wehe, schon ist's mir genug! Ich kann hier ferner nicht weilen, weil heute dem Volk des Landes ein Bischof erkoren ist, den ich sehr fürchte, der Christusdiener Adalbert." — So schrie er, und wich unter Zähneknirschen des Kranken und wie mit Geißeln gepeitscht aus dem genesenden Manne.

Nach geschehener Wahl begab sich Adalbert über die Tiroler Alpen nach Verona, wo der Kaiser Otto II. ihm mit Ring und Stab die Bestätigung verlieh. Zugleich befand sich auch der Erzbischof Williges aus Mainz am kaiserlichen Hoflager, und dieser, unter dessen Obhut das Prager Bisthum gestellt war, salbte das ehrenwerthe Haupt Adalberts in Gegenwart des Kaisers und einer großen Versammlung der Angesehensten am 28. Juni, am Sonntage Petri und Pauli des Jahres 983 mit dem heiligen Oele und ertheilte ihm die bischöfliche Weihe.

Den neuen Bischof begleitete auf dieser Reise ein bedeutendes Gefolge, welches der Herzog zu seinem Schutze ihm zugeordnet hatte, und mit dem er auch sogleich nach empfangener Weihe nach Prag zurückkehrte. Das Roß, worauf Adalbert ritt, war kein Staatsroß mit goldenen

Zügeln und glänzendem Schmuck prangend, und schnaubend daherstolzirend, sondern ein bescheidener Klepper, von einer hanfenen Halfter gelenkt, entsprechend dem Sinne seines Reiters, dessen Aufzug so demüthig und unscheinbar hinter der Pracht seiner Begleitung zurückblieb, wie er in wahrer Tugend und Gottesfurcht über sie hervorragte. — Als er der Stadt Prag sich näherte, stieg er von seinem Pferde und ging mit nackten Füßen in die Stadt.

Ganz erfüllt von dem hohen göttlichen Berufe seines Amtes, widmete er sich ausschließlich dem Dienste Gottes und dem Heile der ihm anvertrauten Heerde. Nachts schlief er auf der bloßen Erde oder auf groben wollenen Decken, fastete streng, besuchte die Gefangenen und Kranken, arbeitete mit eigener Hand im Garten und Feld, mit dem Beispiel des Fleißes dem Volke vorangehend, tröstete die Trostlosen und half den Hülflosen, gab den Armen, Fremden und Wittwen Gehör, und die übrige Zeit verwendete er auf Geschäfte und Werke der Frömmigkeit.

Nicht minder nahm er sich des bischöflichen Vermögens mit großer Sorgfalt an, und brachte Ordnung in dessen Verwaltung. Er theilte es in vier Theile, und bestimmte davon einen Theil für die Armen, den zweiten für die Kirche, den dritten zur Auslösung von Gefangenen und versetzten Gütern; nur den vierten behielt er für sich und seine Umgebung zurück.

Schauerlich sah es mit den Sitten des Volkes aus. Es trieb Blutschande ungescheut, und lebte mit mehreren Weibern; die Festtage wurden mit frevelem halb heidnischem Dienste gefeiert, die Fasten gar nicht gehalten,

Ueber diese trostlosen Verhältnisse berichtete Adalbert endlich in seiner Rathlosigkeit nach Rom an den heiligen Vater Johannes XIV., und dieser antwortete ihm mit milder Theilnahme: „Weil Dir das Volk nicht folgen will, so meide das Schädliche. Wenn Du Andern nicht mehr Frucht zu bringen vermagst, so sorge, daß Du nicht selbst mit verderbest. Gieb Dich der andächtigen Muße und frommen Beschauung hin, und pflege der Studien.“ Es drängte ihn nun ohne Verletzung seines Gewissens fort von der undankbaren Heerde, die den Segen seiner Bemühungen und Arbeiten von sich stieß und verachtete, nach der heiligen Stadt, wo das Grab des Heilands war, nach Jerusalem; zuvor jedoch wollte er nach Rom gehen. Und die Grenze Böhmens überschreitend, wandte er sich zurück zu dem Lande der Frevel und sprach: „Wie Du der Lehren des Heils darben willst, so sollst Du darben des befruchtenden himmlischen Regens, und hinschmachten in verdorrender Trockniß!“

Im Anfang des Jahres 984 nahte Adalbert der Mutter der Märtyrer, betrat er den Wohnsitz der Apostel, die goldene Roma, in Begleitung seines Geistesbruders Gaudentius, seines Präpositus Williko, und einer geringen Dienerschaft, und legte in die Hände des Papstes seinen Bischofsstab nieder, indem er ihm die betrübenden Ursachen wiederholte, die ihn gezwungen hatten, sein schweres Amt aufzugeben. — Ohnlängst, am 7. December 983, war der Kaiser Otto II. in der Blüthe seiner Jahre gestorben, nachdem er leichtsinnig noch kurz vor seinem Tode die Kirche des H. Lorenz verletzt hatte. Seine Gemahlin Theophania hatte kaum von der Ankunft Adalbert's und seiner Absicht, nach Jerusalem

zu wallfahrten, vernommen, als sie die Gelegenheit ergriff, den Zorn des von ihrem Gemahl beleidigten Heiligen, der ihn sogar vor dessen Hinscheiden noch mit seiner drohenden Erscheinung heimgesucht hatte, dadurch zu sühnen, daß sie den Bischof mit soviel Gold und Silber zu seiner Pilgerfahrt ausstattete, daß der Jüngling Gaudentius die Last kaum zu tragen vermochte. — Allein der Bischof dachte an sich immer zuletzt, und wußte im Wohlthun nicht Maaß zu halten; in den nächsten zwei Tagen war das ganze reiche Geschenk der Kaiserin schon an die Armen und Kranken der Stadt und Umgegend vertheilt. Von dem H. Vater ermuntert, schickte er sich alsobald zur Reise nach Jerusalem an, entließ seine böhmische Dienerschaft nach Hause, legte die einfache Pilgertracht an, kaufte sich nur einen Esel für sein und seiner Gefährten Gepäck, und brach in Begleitung seines von ihm unzertrennlichen Gaudentius, des Willko und dreier anderer geistlicher Brüder von Rom auf.

Zunächst besuchte er jedoch das auf einem Berge höchst reizend gelegene Kloster Monte Kasino, wo der H. Benedict gelebt hatte, und wo auch der H. Gregor sein Leben beschlossen hatte. Der Abt Manso, ein Verwandter des Fürsten Pandulph von Kapua, und die Klosterbrüder daselbst ermahnten ihn sehr, von einer so gefährlichen Reise abzustehen, und sein Leben nicht augenscheinlicher Gefahr auszusetzen. Sie stellten ihm vor, daß solche Wanderung ihn nur vom Wege, der ihm bestimmt sei, abführe; daß er größeres Heil in den Studien und in dem stillen, beschaulichen Leben eines Klosters gewinnen werde. Adalbert nahm diesen Rath als eine göttliche Fügung an, und blieb einige Zeit dort, sein Freund Willko aber für immer. Wie jener nun

dort als Mönch gleich jedem andern fortleben wollte, erschreckte es ihn nicht wenig, daß die Mönche des Klosters ihn noch als Bischof behandelten, und diese seine hohe Würde zu eitlen Zwecken ihres Klosters zu benutzen trachteten. — Auf ihr Gesuch, ihre neu erbaute Kirche zu weihen, antwortete er zornig und derb: „Wie? haltet Ihr mich für einen Menschen oder für einen Esel, indem Ihr mir zumuthet, Eure Kirche als Bischof zu weihen, da ich doch nach Verlassung meiner Heerde aufgehört habe, Bischof zu sein?“ Er fühlte sich so gekränkt, daß er das Kloster von Monte Kasino verließ, und sich nach dem Kloster Vallis lucis begab, dem der berühmte Abt Nilus vorstand, dessen Gelehrsamkeit und frommer Wandel weit und breit berühmt waren. In Ehrfurcht umfaßte Adalbert die Knie des Abts, und bat um Aufnahme in seinen Orden. Dieser hob ihn gütig auf und sprach mit Milde und jener der griechischen Kirche eigenen Duldung: „Stehe auf, mein Sohn; gern würde ich Dich aufnehmen, aber wie Du an meiner Kleidung, und meinem Barte und meinem Haar siehst, bin ich ein Grieche und lebe nach der Regel des H. Basilius; und wenn ich Dich aufnähme, so würde es nur mir und den Meinigen schaden, ohne Dir zu nützen. Denn dieses Stückchen Erde, das ich mit den Meinigen bewohne, gehört jenen, welchen Du entflohen bist; nur auf Befehl des Fürsten Pandulph hat der Vorgänger des Abtes Manso, Aligermus, es uns eingeräumt; und sie würden mich und meine Brüder vertreiben, und Dich zugleich mit, wenn ich Dich in meinen Orden aufzunehmen wagte. Zu Deinen Zwecken dienen Dir lateinische Orden besser als griechische. Kehre daher lieber nach Rom, der Pflegerin heiliger Söhne, zurück; suche den würdigen

Abt Leo, unsern lieben Freund, auf und sage ihm, daß ich ihm in Dir einen treuen Diener geschickt habe. Er wird Dein Führer und Helfer in Deinen Kämpfen zur Ehre Gottes sein." — Adalbert that, wie der ehrwürdige Nilus ihm gerathen, und begab sich zu Leo, dem Abte des Klosters des H. Alexius zu Rom, der, ungeachtet der Empfehlung seines Freundes, ihn alles Ernstes von seinem Vorhaben abzumahnen versuchte, und mit großer Strenge prüfte. Zwei aus Böhmen mit Adalbert gekommene Mönche waren des italienischen Klosterlebens bald überdrüssig geworden und in die Heimath zurückgeflohen; er dagegen und Gaudentius hielten treulich aus, und am Tage der Fußwaschung der Jünger des Jahres 989 empfing endlich der Bischof Adalbert von Leo das Mönchsgewand.

Ruhig verlebte nun Adalbert fünf Jahre in seinem Kloster auf dem Aventinischen Berge mit Gaudentius, entfernt von allem Weltgetriebe. Dort unterzog er sich in tiefer Demuth den niedrigsten klösterlichen Diensten und den beschwerlichsten Arbeiten. Er verwaltete dort die gemeinen Wochendienste, reinigte die Küche, säuberte das Speisegeräthe, holte Wasser vom Brunnen und bediente die Klosterbrüder bei Tische. In solchen Uebungen der Erniedrigung und Entsagung und in der strengsten Beobachtung seiner kirchlichen Pflichten, in Fasten und im Gebet erkannte Adalbert die vollendete Erfüllung aller Forderungen seiner Tugendlehre.

Inzwischen trug das Land Böhmen schwer an der Frucht seiner Frevel und an dem Fluche des von ihm verkannten und verscheuchten Bischofs, der von ihm Verachtung, Schmähung, ja selbst körperliche Mißhandlungen hatte erdulden müssen. Denn während der ganzen Zeit,

die Böhmen eines Bischofs entbehrte, regnete es im Lande nicht. Dicke, schwere Wolken zogen herauf, aber sie brachten nichts als Sturm und Blitze. Ehern schien der Himmel, und die Erde ward wie Eisen. Da bestürmten die Böhmen den Himmel mit Bitten; sie wallfahrteten zu den Kirchen und Gräbern der heiligen Märtyrer Wenzeslaw und Ludmilla, und zu den Reliquien des St. Veit, aber umsonst, es fruchtete nichts. Endlich erklang dem Herzog Boleslaw eine Stimme: „Das Land sei mit einem Fluche beladen, und werde nicht eher Regen erhalten, als bis der fromme Bischof wieder zurückberufen, und der Fluch von ihm werde gelöst sein." — Boleslaw erkannte den Ruf, daß ein Adalbert dem Lande mehr als je noth thue, der das Volk von gänzlicher Entsittlichung und die Kirche vor gänzlichem Verfall rette. Zwei Mönche, der Erzieher Adalberts, Radla, und Jrahkwaz, gingen im Jahre 993 nach Mainz zum Erzbischof Williges, damit er ihre Bitte in Rom unterstütze, daß ihnen ihr Bischof wieder zurückgegeben werde. Ihnen schlossen sich auf Befehl Boleslaws zwei angesehene Priester, Bolehost und Mislybon, nebst vier Männern vom hohen Adel, Krzivan, Rostislaw, Wnymir und Jarek, an. Sie trugen dem Papst Johann XV. ihr Gesuch vor, gelobten Reue und Besserung des Volks und flehten um Adalberts Rückkehr. Schwer ward es dem H. Vater, ihn aus Rom zu entlassen. Er berief jedoch sogleich eine Synode, worin lange darüber gestritten ward, ob es zulässig sei, den Bitten der Böhmen nachzugeben, bis der Papst sich dahin entschied, dem Versprechen der Besserung trauend, sollte Adalbert hingehen; wenn sie aber in ihre alten Laster und Sünden wieder zurückfielen, so solle sein kostbares Leben fer-

ner dort nicht der Gefahr ausgesetzt werden, und er dürfe dahin wieder zurückkehren, wo seine Tugend würdiger erkannt werde. — Darauf empfing Adalbert vom Papste Ring und Stab. Ungern folgte er dem Befehle. Unter Thränen schied er aus den stillen Mauern des Klosters, in denen er so lange in strengen Uebungen und harten Diensten Freude und Trost gefunden hatte; und kummervoll und schwer besorgt trat er mit seinem treuen Bruder Gaudentius den Weg nach Prag an, um sein Bisthum wieder zu übernehmen.

Es war an einem Sonntage, als Adalbert das Land Böhmen betrat und in die Stadt Thauß kam; aber schon bei seinem ersten Eintritt wurden seine bösen Ahnungen im vollsten Maße bestätigt. Des Sonntags ungeachtet ward in der Stadt ein großer Markt gehalten, und er sah all den Unfug, das Lärmen und die lästerliche Ausgelassenheit. Unwillig wandte er sich zu seinen Begleitern und sprach: „Wie? Bewähren sich also Eure guten Angelöbnisse? Bethätigt sich so die Reue, von der Ihr gesprochen habt?“ Unwillig verließ er die Stadt und zog es vor, ungeachtet der Ermüdung, hinter derselben an einem Waldrande, in der Nähe des Dorfes Milaveez, zu rasten, wo er sich mit seinem Gefolge lagerte, dieses im Grünen des Waldes, er selbst in einiger Entfernung davon auf einen großen Stein. Da trieb der Hirte von Milaveez seine Heerde vorüber, und als er den schlummernden Mann am Wege liegen sah, rieth ihm seine böse Laune, nahe an ihn heranzugehen. Er hielt sein großes Hirtenhorn dem Schlafenden hart an das Ohr und blies es mit solcher Gewalt, daß Adalbert äußerst erschreckt aus dem Schlummer auffuhr, und in göttlichem Zorne rief: „Gott mache den taub, der mir

das gethan hat!" — Und sein Wort ward erfüllt. Der Hirt ward auf der Stelle völlig taub.

Auf dem Steine, auf welchem der fromme Bischof geruht hatte, prägte sich aber deutlich erkennbar die Gestalt seines begnadeten Leibes ein. Nachmals ließ der dasige Grundherr, Adam von Sternberg, Oberstburggraf des Königreichs Böhmen, dieses Steinbette mit einer Kapelle im italienischen Style überbauen. Die Gemahlin des Adam von Sternberg, Maria Maximiliane, Reichsgräfin von Hohenzollern, hat das fromme Werk vollendet, und die Kapelle mit verschiedenen Bildern böhmischer Heiligen ausgeschmückt.

Von Milavecz ging der Bischof nach der Stadt Klattau, und von da nach dem Städtchen Nepomuk, in dessen Nähe auf einem hohen Berge mit einigen frommen Gefährten, ein gottgefälliger Greis, Przimota, in einem der heiligen Jungfrau Maria gewidmeten Häuschen wohnte, das er im Jahre 977 gegründet hatte, und wo er ein einsames, dem Himmel geweihtes Leben führte. Przimota kam ihm mit seinen Ordensbrüdern feierlich entgegen und freute sich unmaßen seiner Rückkehr. In dem Kirchlein sang Adalbert mit allen Gefährten in vollster Andacht das Te Deum, dann bestieg er mit ihnen den höchsten Gipfel des Berges, auf dem nachmals eine schöne Burg erbaut ward, und trat auf einen Stein, in welchen seine Fußtapfen sich eindrückten, weßhalb er in der später an diesem Orte sehr schön und reich erbauten Kirche der H. Maria nahe am Hauptaltar aufgestellt ward. — Von dieser hohen Stelle schaute der Bischof weit hinein in das Land Böhmen, das zu seinen Füßen ausgebreitet lag, die Wiege seines Lebens, der Verächter seiner Handlungen, noch lechzend unter dem Fluch der

Dürre, den er über dasselbe bei seinem Scheiden verhängt hatte. Eingedenk aber der Gnadenfülle des Allmächtigen, machte er nun ein Kreuz nach allen vier Weltgegenden, löste den Fluch und segnete sein Volk. Und siehe, alsobald zogen aus den Schluchten und Thälern der Gebirge ringsum Wolken herauf, wogten wie ein graues Tuch über das ganze Land hin, und senkten sich als befruchtender, alles erfrischender Regen auf die dürstende Erde nieder. Der Berg, auf dem Adalbert stand, kleidete sich zuerst, vorher noch mit verdorrtem Rasen bedeckt, in Grün, und ward deßhalb fortan zelena hora, d. h. Grünberg, genannt; alle Fluren, Wälder und Auen athmeten wie neu erschaffen auf. Da erkannte Böhmen, daß sein Bischof zurückgekehrt sei. Aus den Felsen des Grünbergs entsprudelte ein Quell, kalt, ohne Schlamm, und seltener Heilkräfte voll, zu welchem noch jetzt am Feste des Heiligen die Priester im weißen Gewande und zahlloses Volk wallfahrten. Zum Gedächtniß dieses Segenstages wurden später auch stets auf der hier erbauten Burg von dem Herrn reiche Almosen unter die Armen vertheilt, und man will bemerkt haben, daß, wenn diese wohlthätige Spenden an dem Tage unterblieben, wie das wohl in wilden Kriegsläuften geschah, die Burg dann durch nächtliche Schreckbilder und Gespenster heimgesucht ward, zum Entsetzen ihrer Bewohner und aller Frommen der Umgegend.

Auch bei dem schon erwähnten Dorfe Milavecz soll an jenem Tage eine Quelle entsprungen sein, die man nachher St. Adalberts-Quell, böhmisch Woytesska, nannte, und welche bald sehr heilsam gegen allerlei Krankheiten befunden ward.

Nach diesen großen und wunderbaren Ereignissen ging Adalbert nach Prag, und erkannt als der segnende Wohlthäter des Landes, zog ihm der Herzog Boleslaw der Fromme, die gesammte Geistlichkeit und alles Volk mit Jubeljauchzen entgegen, um den Ersehnten und Erflehten festlich einzuholen. Der Bischof begab sich zunächst in die Kathedrale des H. Veit, hielt ein feierliches Hochamt und mahnte das Volk eindringlich an seine Pflichten.

So saß Adalbert wieder auf seinem Bischofsstuhle, aber das Jubeljauchzen und der Zuruf des entgegenziehenden Volkes machte ihn wenig freuen; denn er kannte genugsam des gemeinen Haufens wandelbare Gesinnung, der Großen Hartnäckigkeit in ihren Sünden, und ihre Schwachheit in ihren Lüsten; er kannte die Ohnmacht des Herzogs, bei der Masse des Volks mit Nachdruck ihm Ansehn zu erhalten und sein geistliches Regiment zu unterstützen, und hieraus schloß er auf die Zukunft.

Sobald er sein Amt von Neuem angetreten hatte, fuhr er so fort, wie er vorher begonnen, kündigte den Lastern des Volks und dem sündlichen Leben der Vornehmen und Mächtigen abermals den Vernichtungskampf an, und drang mit noch strengerem Nachdruck auf Verbannung der aus dem Heidenthum noch zurückgebliebenen Mißbräuche und der noch immer festgehaltenen unchristlichen Sitten. Und diese, so wie den zucht- und gesetzlosen Wandel der Geistlichkeit verfolgte er mit solcher Strenge, mit solchem Feuereifer, ohne irgend eine Rücksicht auf Person und Stand, daß er in kurzer Frist sich von einer größeren Schaar offener und heimlicher Feinde als je umringt sah, und die Erbitterung und der

Haß gegen den lästigen Eiferer den höchsten Grad erreichte.

Diese gefährliche Stimmung bedurfte nur eines geringen Anlasses, um zum offenen Ausbruch zu kommen. Er fand sich nur allzubald. Die Frau eines vornehmen Mannes lebte nämlich mit einem Geistlichen zu Prag in verbrecherischem Umgange. Die Eltern des gekränkten Mannes stellten dem sittenlosen Weibe nach, um nach alter Landessitte die Ehebrecherin mit kurzem Prozeß köpfen zu lassen. Allein sie flüchtete in ihrer Todesangst zu den Füßen des Bischofs, der ihr ein Asyl im Kloster des H. Georg anwies. Darüber erhob sich in der ganzen Stadt ein furchtbarer Aufruhr. — „Wie kann der Sündeneiferer“ — so riefen die erbitterten Haufen — „eine offenkundige Ehebrecherin in Schutz nehmen, und ihr in den geweihten Mauern eines Klosters einen Zufluchtsort gestatten?“ Von doppeltem Zorne entbrannt, stürmte das Volk mit Waffen gegen des Bischofs Wohnung, und forderte unter den härtesten Schmähungen und heftigsten Drohungen die Auslieferung der verbrecherischen Frau. Da trat Adalbert muthig und gefaßt mitten unter den tobenden Volkshaufen, und verweigerte nicht bloß auf das Standhafteste des Weibes Freigebung, sondern in der festen Ueberzeugung, daß er überhaupt auf dem von ihm verfolgten und als allein richtig erkannten Wege fortwandelnd, nur siegen oder untergehen könne, stellte er sich selbst als den Verbrecher dar und nahm die Sünde auf sein Haupt, um als gewisses Opfer des blinden Volkshasses zu fallen. Aber das Volk glaubte seinen Worten nicht — so fest stand die Heiligkeit seines Wandels in den Augen Aller — es erstürmte vielmehr eine wilde Rotte das Georgen=

Kloster, brach dessen Mauern, bemächtigte sich der Ehebrecherin, und überlieferte sie ihrem Gatten zur gerechten Bestrafung; und da dieser nicht selbst das Gericht über sie vollziehen mochte, so mußte eine gemeine Dirne ihr mit dem Schwerte den Kopf abschlagen.

Dieses Ereigniß griff tief in Adalberts Seele. Empört über die gewaltthätige Entheiligung der klösterlichen Freistätte, erbittert durch die schändlichen Schmähreden und Drohungen, welche das wüthende Volk gegen ihn ausstieß, und verzweifelnd an dessen Besserung, entsagte er zum zweiten Male seinem bischöflichen Amte. — Es hatte einige Zeit vor diesem blutigen Vorgange sich begeben, daß der König Geisa von Ungarn, der zwar schon früher den christlichen Glauben angenommen hatte, dennoch aber das Bedürfniß fühlte, sich darin mehr zu befestigen, in einer nächtlichen Vision einen anmuthigen Jüngling erblickte, der zu ihm mit himmlischer Stimme die Worte sprach: „Der Geist Gottes wird einen Boten Dir senden. Nimm ihn ehrenvoll auf, halte ihn hoch, und öffne seinen Ermahnungen Ohr und Herz.“ — Während er dieser Verkündigung noch mit tiefbewegtem Gemüth nachsann, ward ihm die Botschaft gebracht, daß Adalbert, der Bischof von Prag, auf dem Wege zu ihm sei. In ihm erkannte er sogleich den Boten des Heils, denn oft und viel schon hatte er von seinem gottseligen Wandel und von seinem Ringen, die Lehre Christi zu befestigen, gehört; mit ausnehmender Freude zog er nebst seiner Gemahlin Adelheid dem Bischof und dessen unzertrennlichen Freunde Gaudentius, der auch jetzt nicht von seiner Seite wich, entgegen, und rief viele Tausende zu dem Wege Adalberts zusammen, die dieser taufte. Auch seinem Sohne Stephan ließ er die heilige Taufe

reichen, die durch die Gegenwart des deutschen Kaisers Otto III. und des Herzogs Heinrich von Baiern, der später Kaiser ward, verherrlicht wurde, und bei welcher Gelegenheit Geisa viele Kirchen und Klöster gründete. Zwei Jahre darauf, 997, starb derselbe, und sein Sohn Stephan setzte das segensreiche Werk seines Vaters in solcher Weise fort, daß er nachmals in die Zahl der Heiligen aufgenommen ward.

Von Ungarn begab sich Adalbert mit Gaudentius nach Rom und in das Kloster des H. Alexius, wo er von den Mönchen und ihrem Abte mit außerordentlicher Freude wieder aufgenommen ward. Er fühlte sich hier so glücklich, wie eingelaufen nach den wildesten Stürmen im erwünschten Hafen der Heimath. Im Schooße des Klosters schöpfte er wieder süße Erholung und Trost in der Arbeit an seiner eigenen Heiligung für die Mühen der verlornen Arbeit an der Besserung eines undankbaren, tief gesunkenen Volkes. Hier hielt er fleißigen Umgang mit den ausgezeichnetsten Griechen und Lateinern, mit Basilianern und Benedictinern, einem Abt Gregor, einem Nilus, Johannes, Stratus, Leo und Theodorus, und schöpfte mit durstiger Seele vielfache Belehrung. Oefters wohl zog der Gedanke, ob auch nicht durch seine Schuld ihm sein Ziel, die Böhmen zur christlichen Zucht zu führen, mißlungen sei, ob er durch sein Amt vor Allem zum Kampfe berufen gegen die Feinde Gottes, wohl rasten dürfe, hier nur kämpfend mit dem Feinde in seiner eigenen Brust — wie eine düstere Wolke über seine Seele; und dann erfaßte ihn mächtig der Drang, auszuziehen als ein Apostel zu den Heiden, die noch nie das Wort vernommen, und dessen Wahrheit mit seinem Blute zu besiegeln; und es ängstigte ihn,

daß er sich in diesen Klostermauern und von der Belehrung der trefflichsten Männer fesseln und zurückhalten lasse. Allein er ruhte ja auch nicht müßig vom göttlichen Dienste, und innig erfreut und beruhigt erzählte er einst seinen mitstrebenden Freunden, wie Nachts im Traume ein Engel des Lichts mit leuchtendem Finger ihm zwei heilige Männer gezeigt habe, den einen mit glänzendem Purpurgewand, den andern mit einem Gewande, schimmernd weiß wie Schnee, bekleidet, und mit lieblicher Rede sprach der Engel zu diesem, und sprach er zu jenem: „Es verbleibt Dir Dein Ort, und Dir sicher Dein Sitz.“ Er fand in dieser Erscheinung die tröstende Bestätigung, daß er nicht von dem ihm von Gott vorgezeichneten Wege abgewichen sei, möge er im Purpur des Bischofs oder im weißen Mönchsgewande dem Herrn dienen, und also ließ er den Höchsten über sein Geschick mit demüthiger Ergebung walten.

Bald nach Adalberts Entfernung von Prag hatte Boleslaw der Fromme von Böhmen dringende Vorstellungen gegen dessen wiederholte Entweichung gemacht, und er forderte seine Rückkehr. Sein Gesuch fand Eingang bei dem Mainzer Erzbischof, und dieser klagte laut über die Verwaisung des Bisthums Prag. Der Papst Gregor V. trat seiner Ansicht auf der deßhalb berufenen Synode bei, und sprach sich dahin aus, daß nach dem Gebot der H. Schrift nicht ungestraft der Hirt seine Heerde verlassen dürfe. Williges bereitete den Bischof Adalbert darauf vor, daß er aus der Stille des Klosters wieder zu seinem Amte zurückkehren müsse. Dieser aber sprach: „Wehe, warum wollt Ihr mich dahin mit Gewalt zurücktreiben, wo ich den Seelen kein Heil und keine Furcht bringen kann, und nur Schaden an meiner

Seele nehmen werde! Lieber laßt mich zu denen ziehen, die noch nie den Namen Gottes gehört haben, zu ganz fremden wilden Völkern." — Gregor jedoch traute der Kraft des sich Sträubenden eine größere Wirksamkeit zu, und beharrte bei seinem Befehl, gestand ihm jedoch auch gern die Bitte zu, daß er, sofern die Böhmen ihn mit derselben feindlichen Gesinnung aufnehmen, und seinen Ermahnungen nicht folgen würden, in die Länder der Heiden ziehen, und dort das Evangelium predigen dürfe.

Zum großen Leidwesen der Klosterbrüder, und selbst voll inniger Trauer verließ Adalbert sein liebes Kloster, dennoch aber getrosten Muthes, in der gewissen Hoffnung, das Märtyrerthum zu gewinnen, das schon längst sein sehnlichster Wunsch war. Hierin ward er durch eine Erscheinung bestärkt, welcher freilich die Zukunft eine ganz andere inhaltschwere Deutung, als er, gab. Im Traum nemlich schien es ihm, als trete er in den heimischen Palast seiner Brüder zu Lubik, dessen Wände prächtig glänzend, weiß wie Schnee, prangten. In einem herrlich ausgeschmückten Saale sah er zwei Betten aufgerichtet, von denen das eine ihm, das andere seinen Brüdern bestimmt war. Dieses war schön und geschmackvoll verziert, aber das seinige noch weit schöner mit Purpurdecken, Blumengewinden und unvergleichlichem Schmuck. An dem Kopfende desselben stand mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Dieses giebt als Geschenk Dir Deine verlobte Braut!" Als Adalbert diesen Traum vor dem Kaiser und dessen Hofe erzählte, sprach Leo, der Bischof des Palatiums, ein beredter Mann, von scharfem lebendigen Geiste, mild-scherzend zu ihm: „Mann, der Du feindlich Dich gegen Dich selbst lehrst, bald wirst

Du finden, was Du suchst. Mit dem Geschenke wird die Braut Dich als Märtyrer heimführen."

Ungefähr gegen Ende des Monats Juli begleitete Adalbert den Kaiser Otto, der ihn schon in Ungarn bei der Taufe des Prinzen Stephan kennen und schätzen gelernt und die höchste Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, über die Alpen zurück. Dann trennte der Bischof sich jedoch von seinem Gönner, pilgerte zu Fuß nach Tours, wo die Gebeine des H. Martin ruhen, besuchte Paris und die Grabstätte des Heiligen und Märtyrers Dionysius des Areopagiten, Schutzpatrons von Frankreich, ging nach Fleury zur Ruhestatt des H. Benedict, und auch die dessen Schülers, des H. Mauritius, besuchte er. In solcher Weise stärkte er sich zu dem schweren Werke, das ihm auferlegt worden, und nach zweimonatlicher Trennung kehrte er zu dem Kaiser zurück, der damals zu Mainz Hof hielt. Otto nahm den lieben Gast mit der größten Auszeichnung und Freude, und mit allen Beweisen einer besondern Liebe auf, und je länger er bei ihm verweilte, um so inniger wurden beide befreundet. Kein Tag verging, an dem Otto nicht den theuern Gast bei sich sah, und sich mit ihm in ernsten Gesprächen erging. Auf des Kaisers religiöse Denkart, wie überhaupt auf seine ganze Weltansicht hatte diese tägliche gegenseitige Mittheilung und Unterhaltung über Gegenstände des Glaubens und Lebens gewiß bedeutenden Einfluß. Auch die Verwaltung des Reichs blieb nicht von ihren Gesprächen ausgeschlossen. Durch diese hohe Gunst und innige Freundschaft des Kaisers ward jedoch Adalbert in seinen Grundsätzen der Demuth und christlichen Erniedrigung keineswegs erschüttert; denn gerade hierin fand er das Merkzeichen und den Werth

wahrer Frömmigkeit. Auch am Kaiserhofe unterzog er sich daher den geringsten Diensten, und verrichtete selbst die Arbeiten der kaiserlichen Dienerschaft. Während diese des Nachts schlief, putzte er heimlich die Schuhe und Stiefeln des gesammten Gefolges, vom Thürwärter an bis zum Kaiser hinauf, so daß am Morgen jeder sein Schuhwerk in Ordnung fand; und je niedriger solche Dienste waren, um so lieber übernahm er sie.

Mit Thränen nahm er endlich Abschied vom Kaiser und begab sich nach Böhmen auf den Weg. Hier aber war inzwischen eine grauenvolle Unthat geschehen. Als Adalbert zum zweiten Male sein Bisthum verließ, war damit der Haß des Volkes gegen ihn nicht beschwichtigt, sondern nach Art des rohen Pöbels wandte es sich nun gegen die zurückgebliebenen Angehörigen dessen, den seine Wuth nicht mehr zu erreichen vermochte. Fünf Brüder hatte Adalbert. Gegen diese kehrte sich der wilde Haß der Böhmen nun, der zu einer solchen Höhe stieg, daß selbst der Herzog Boleslaw kaum den Verfolgungen gegen sie zu steuern vermochte, ihnen jedoch endlich Schutz und Frieden eidlich zusicherte. Poray, der älteste von Slawniks Söhnen, war, um sich den Feindseligkeiten zu entziehen, zu dem Polenherzog Boleslaw dem Großen gegangen, der im Jahre 992 den Thron Mieczislaws bestiegen, mit dem er bald den innigsten Freundschaftsbund schloß, und an dessen Seite er die nördlichen heidnischen Slawen in Pommern und an der Ostsee bekämpfen half. Die übrigen vier Brüder: Sobubor, Spicimir, Dobroslaw und Czaslaw dagegen standen in offener blutiger Fehde mit dem Volk umher, und bald wurden sie in dem Schloß und der Stadt Lubik belagert. Bald vergalten sie die Anfeindung durch ver-

heerende Ausfälle. Jener Eidschwur des Herzogs schien den Kampf beizulegen, und ihm vertrauend, öffnen die Bürger die Thore, ergehen sich im Freien, und hängen den Lustbarkeiten nach. Auch die vier Brüder lassen in ihrer bisherigen Wachsamkeit nach. Da brechen plötzlich bewaffnete Haufen aus dem Hinterhalt hervor, umzingeln die sorglose Stadt, stürmen in die Thore und in das feste, schwach besetzte Schloß, beginnen trotz des Festtages, der Vigilie des Heiligen Wenzel, am 27. September 996 den offenen Kampf, und zwar nicht bloß gegen die bewaffneten Bürger und Krieger, nein, auch gegen wehrlose Greise; Weiber und Kinder schlachten sie mörderisch hin in empörender Blutgier und zünden die Stadt an. Die Brüder raffen eilig die nächsten Haufen der Getreuen zusammen, bringen Tod und Verderben in die Schaaren der Feinde und vertheidigen sich auf's äußerste, bis sie jedoch endlich der Uebermacht weichend, in eine Kirche gedrängt und hier erbarmungslos niedergemetzelt werden.

Die Nachwelt erkannte den Frevel, und auf Bitten des ganzen Reiches wurden ihre Gebeine im Jahre 1216 zu Prag beigesetzt. — So begann sich die Vision zu erfüllen, die Adalbert vor seinem Scheiden aus Rom hatte. „Wer erkennt nicht" — sagt sein ältester Lebensbeschreiber — „daß sein Bett schöner wird geschmückt werden, als das der Brüder? Denn diese starben nur im weltlichen Kampf zur Vertheidigung ihres Leibes und Gutes, während er die Sache Gottes und seines Heilandes verfocht!"

Als Adalbert von diesem Frevel Kunde erhielt, nahm er Anstand, sich nach Böhmen zu begeben, wo er dem unvermeidlichen Tode ohne Zweck und Nutzen entgegen-

zugehen schien, und zog es vor, gleichfalls zum Herzog Boleslaw von Polen zu gehen, der den weit gefeierten vom Kaiser so hoch geachteten Mann auch schon um des theuer gewordenen Bruders willen, den er in Polen mit großen Gütern beschenkt hatte, mit warmer Liebe aufnahm, und ihm überall Beweise hoher Ehrerbietung gab. Sofort sandte er auch eine Botschaft an die Böhmen, um zu erforschen, ob sie den Bischof willig wieder aufnehmen, und seinen Anordnungen gehorsame Folge leisten wollten. Die Böhmen nahmen diese Anfrage aber mit großem Hohne auf, und sprachen also zu Adalbert: „Du kommst wohl recht zu der mehr als einmal verschmähten Braut! Wie wunderbar! Zu Deiner Braut, der Kirche, kommst Du von selbst, nachdem es nöthig gewesen, Dich wider Willen zu rufen und festzuhalten? Wohl wissen wir, Mann, was Du sinnst. Wir verschmähen Dich jetzt; denn magst Du unserm Volk auch angehören, dennoch kommst Du jetzt nur, um Deine getödteten Brüder zu rächen mit noch größeren blutigen Opfern!" — Als Adalbert solche schnöde Schmährede vernahm, da ward er ihrer froh, wie ein Mann, der Beifallruf und Ehrenbezeugungen da empfängt, wo er Beschimpfung zu fürchten hatte. Wie zu einem neuen Leben aufathmend, rief er mit freudig zu Gott gewendetem Herzen: „O Du mein himmlischer Vater, so hast Du selbst denn nun meine Fesseln gelöst! So ist denn geschehen, was ich im Stillen gewünscht und gehofft habe. Gelöst ist nun der Befehl des heiligen Vaters, der mich hieher wies, widerlegt die traurige Weisung des Mainzer Erzbischofs; denn jene, die mich durch ihre sündhaften, heidnischen Greuel zweimal zur Flucht von

ihnen zwangen, sie rufen jetzt unverholen und laut: wir wollen Dich nicht und weigern Dir den Zutritt."

In solcher Weise von seinem Volke und Vaterlande verschmäht, und auf immer aus seinem Amte zurückgewiesen, verweilte Adalbert zuerst noch eine Zeit lang bei Boleslaw, und half ihm sein Volk im Christenthume befestigen; er predigte mit großem Eifer im krakauschen Chrobatien das Evangelium, und begab sich dann zu gleichem Zweck nach Ungarn, wo heidnisches Wesen wie Unkraut wieder unter dem Waitzen des Christenthums aufzuwuchern begann. Darauf kehrte er nach Polen zurück, anfangs begleitet von großen Schaaren Gläubiger, die dem wunderbaren Prediger seines Wortes halber folgten. Bald aber ward die Menge der Mühsal des Weges überdrüssig, und verlor sich allgemach, und in dürftigem Aufzuge durchzog er fürder das Land. Da begab es sich, daß er sich bei einem Dorfe verirrte, und den Bauern desselben seine und seiner Begleiter fremdartige Mönchstracht auffiel, weßhalb sie die Wanderer als Wahnsinnige oder Narren verspotteten, und sich fast thätlich an ihnen vergriffen hätten. Gott strafte jedoch die Frechheit dieser rohen Leute dadurch, — wie Dlugosz berichtet — daß ihnen plötzlich Hören und Sehen verging, und sie nun mit Schauder erkannten, welchen heiligen Mann sie so freventlich geschmäht hatten. Sie zogen ihm daher reumüthig bis nach Gnesen nach, wo sie öffentlich ihre schwere Schuld beichteten, und durch das Gebet des frommen Bischofs erhielten sie das verlorene Gehör und Gesicht wieder.

Hier zu Gnesen weilte er nun kurze Zeit, während er in des hochsinnigen Herzogs Boleslaw Achtung und Liebe immer höher stieg, je näher dieser ihn kennen lernte.

Das Ziel aller seiner Gedanken war, bei einem noch ganz heidnischen Volke den Namen Christi zu verbreiten, und so der christlichen Kirche ein ganz neues Reich zu erobern; und nur darüber war er unentschlossen, zu welchem Volk er sich als Apostel des Glaubens wenden solle, ob zu den Preußen oder den Lutizern, einem slawischen Stamme in Pommern. Er entschied sich endlich für die ersteren, weil dort ihm der Herzog Boleslaw leichter Unterstützung schien gewähren zu können, und dieser selbst ihm wohl dazu anrieth, da er auch ein politisches Interesse dabei hatte, das Licht des Christenthums in jenes Land eindringen zu sehen.

Nach einer feierlichen Messe trat Adalbert von Gnesen aus im Frühling des Jahres 997 mit zwei von ihm zum Bekehrungswerk ausgewählten Begleitern, seinem treuen Gaudentius und dem Presbyter Benedict die gefahrvolle Reise in das heidnische Land an. Er begab sich zunächst an die Weichsel, wo Boleslaw ihm ein Schiff mit dreißig Bewaffneten in Bereitschaft gesetzt hatte; mit diesem fuhr er den Strom hinab nach Danzig, der letzten Grenzstadt in Boleslaws Reiche. Hier erfuhr er das erste Zeichen der göttlichen Gnade, die sein Werk zu begünstigen schien. Große Schaaren versammelten sich um ihn, um seine Predigt zu hören, und empfingen von ihm die heilige Taufe. Hier las er den Neubekehrten die erste Messe und opferte dem Erlöser, dem er in kurzer Frist selbst zum Opfer fallen sollte. Was von dem heiligen Opferbrode übrig blieb, ließ er sammeln, und in einem reinen Tuche zu weiterer Reiseverwendung aufbewahren. Er beschloß, sich von hier nun in das östliche Preußen zu begeben, bestieg daher am folgenden Tage, nachdem er die Neugetauften noch-

mals gesegnet, mit seiner Begleitung das Schiff und fuhr die Weichsel hinab in die offene See. Mit günstigem Winde gelangte er in wenigen Tagen an das Ufer des Haffs. Die Schiffer setzten ihre frommen Wanderer an das Land und benutzten die erste Nacht, um sich flüchtig davon zu machen aus den feindlichen bedrohlichen Gegenden.

In solcher Weise von aller äußeren Hülfe entblößt, betrat der Bischof mit seinen beiden Genossen das Dorf einer kleinen Insel, die ein ausströmender Fluß im gekrümmten Laufe rings umschloß. Es war dies wahrscheinlich in der Nähe der damals ganz anders als jetzt gestalteten Mündung des Pregelstroms in das frische Haff. Hier weilten sie bei den gastlichen Einwohnern mehrere Tage; allein schnell verbreitete sich das Gerücht unter den heidnischen Preußen, es seien Gäste angekommen aus fremden Erdtheilen von unbekannter Tracht und unerhörtem Glauben; denn Adalbert unterließ nicht sogleich bei seiner Ankunft auch das Evangelium zu predigen. Bald sehen die frommen Apostel sich von einer Schaar der Bewohner der Umgegend, welche auf kleinen Nachen eilig heranrudern und hastig ans Land springen, umringt, und schnaubend vor Zorn umdrängen sie die Fremden mit Drohungen und wilden Geberden. Adalbert ließ sich nicht irren; die Rede quoll süß von seinen Lippen, und das Buch der Psalmen vor sich haltend, saß er predigend in der Mitte der Tobenden. Da trat einer der Wildesten zu ihm hin, ließ ihn hart an und rief: „Weichet aus dem Orte; denn wenn Ihr nicht fortgehet, so werden wir Euch die Köpfe abschneiden und unter harten Martern den Tod geben!“ Und er erhob die nackten Arme, und schlug mit einem Ruder dem

fromm lehrenden Bischof heftig über die Schultern. — Adalberts Händen entfällt das aufgeschlagene Buch; er selbst küßt niederstürzend die grüne Erde; während aber der äußere Mensch zusammenbrach, erhob der innere sich zu neuem Leben und aus dem Heiligthum des Herzens brach der Ruf der Freude: „Sei gebenedeiet, o Gott, gebenedeiet die Barmherzigkeit Gottes, daß ich gewürdigt ward, diesen einen Schlag, wenn schon nicht mehr, um meinen gekreuzigten Heiland zu empfangen."

Der Apostel weicht der Uebermacht und geht an das andere Ufer des Flusses. Es war an einem Sabbat, und als der Abend herankam, führte ihn und seine Gefährten der Reiks, oder das Stammhaupt der Gegend, in sein Dorf, das, wie es scheint, ein Handelsort war. Hier versammelte sich abermals schnell ein großer Haufe des umherwohnenden Volkes, voll Erwartung über die Absichten der Fremden. Man befragt sie, wer sie seien, woher sie kommen, und aus welcher Ursache sie hier gelandet, die doch niemand hergerufen habe? Adalbert muß bei dem Getümmel um ihn her sich in gedrängter Kürze mit seiner Antwort fassen und spricht: „Von Geburt bin ich ein Slawe, meinem Volke nach ein Böhme. Ich heiße Adalbert, war vormals Bischof, bin Mönch, und jetzt meinem Amte nach euer Apostel. Ich komme aus dem Lande Polen, wo der christliche Fürst Boleslaw herrscht, und komme zu Euch um Eures Heiles willen, ein Diener Dessen, der Himmel, Erde, Meer und alles Gethier geschaffen hat. Ich komme zu Euch, um Euch den Klauen des Bösen und dem Rachen der Hölle zu entreißen, auf daß Ihr eure gotteslästerlichen Gebräuche ablegt, dem Wege des Todes entsagt und gebadet werdet im Heile Christi; auf daß Ihr Eure stummen und tau-

den Götzen verlasset, und Euren Schöpfer in der Wahrheit erkennt, der nur ein Einiger ist, und außer welchem es keinen andern Gott neben ihm giebt; auf daß Ihr glaubet und Vergebung der Sünden erlangt und das Reich der unsterblichen Himmel.“ — So sprach der heilige Mann; das Volk aber, vorher schon gegen ihn mißtrauisch und feindlich gesinnt, erhebt darob ein wüthendes Geschrei und bricht in Lästerungen aus gegen ihn und den Gott, den er ihm verkündigt. Voll Grimm drohen die Erbitterten ihm den Tod, zerstampfen die Erde, schwingen ihre Keulen über seinem Haupte und rufen ihm zornig zu: „Es sei Dir genug, daß Du ungestraft hieher gekommen bist; jetzt rettet Dein Leben nur die schnellste Rückkehr. Der geringste Verzug bringt Dir den Tod. Uns und dieses ganze Reich, an dessen Eingang wir wohnen, beherrscht nur Ein Gesetz und Eine Lebensweise. Ihr dagegen, einem andern uns fremden Gesetze untergeben, findet morgen den Tod, wenn Ihr über Nacht nicht von dannen flieht. Wegen solcher Menschen, wie Ihr seid, giebt die Erde uns nicht ihren Segen, tragen die Bäume nicht ihre Früchte, und werfen die Thiere nicht ihre Jungen. Darum gehet fern von unsern Grenzen; denen aber, die Euch gastlich aufnehmen, werden wir ihr Haus anzünden, ihr Gut vertheilen, und ihre Weiber und Kinder verkaufen, sie selbst aber tödten.“ — Durch solche Drohungen zurückgewiesen von diesem Strande, begaben die Pilger sich auf ein Schifflein, fuhren wieder rückwärts und landeten an der südwestlichen Küste Samlands, wo sie in einem Dorfe fünf Tage lang verweilten.

Adalbert ward durch den mißlungenen Versuch seines Bekehrungswerkes mit großer Traurigkeit erfüllt und

schwankte lange, ob er nicht umkehren, und, wie er anfangs beabsichtigt hatte, sich zu den Lutizern wenden solle, um dort das Begonnene vielleicht mit besserm Erfolge fortzusetzen. Wohl mochte er sich gestehen, daß er zu hart den fremden Glauben angetastet habe, und in der begonnenen Weise nicht zum Ziele zu gelangen sei; nicht aber erwog er, daß ihm bisher nur das Volk entgegengetreten, und noch nicht die Pfleger und Diener der heidnischen Götter, und daß ein Kampf zwischen Priester und Priester nicht auf friedliche Versöhnung, sondern nur auf Vernichtung des Widerparts hinauslaufen kann. Zu diesem Kampfe auf Leben und Tod gürtete sich unbewußt der Glaubensheld, als er sich dennoch entschloß, in veränderter Art auf dem einmal von ihm betretenen Pfade fortzuwandeln. — „Was," sprach er bekümmert zu den begleitenden Brüdern, „was beginnen wir? Wohin wenden wir uns? Unser Aussehen, der Ausdruck unserer Mienen, unsere Tracht und Sprache ist diesem Volk ein Greuel. Legen wir daher unsere geistliche Ordenstracht ab, lassen wir unser geschornes Haar wachsen und frei herabhängen; und gewinnen wir sein Vertrauen, wenn wir ihm ähnlicher erscheinen, reden mit den Leuten in ihrer Weise, leben mit ihnen, und verdienen mit unserer Hände Arbeit uns unsern Unterhalt. Dann wird mit Gottes Hülfe sich wohl Gelegenheit finden, ihnen das Wort zu predigen, und ihm Eingang in Herz und Geist zu verschaffen." — Und wie gesprochen, so gethan.

Zur selbigen Zeit erblickte in dem fernen Kloster Italiens, wo Adalbert am Born des Lichtes und Heiles geschöpft hatte, einer seiner ehemaligen Ordensbrüder, Namens Johannes, ein wunderbares Traumgesicht. Aus

dem höchsten Himmel, so schien es ihm, schwebten zwei faltige Linnengewänder herab zur Erde, blendend weiß wie Schnee, und rein von den geringsten Flecken. Auf der Erde wandelten zwei Männer, und diese umwallend, hoben sie dieselben wie eine ihnen gebührende Last in die Höhe, und von ihnen getragen, steigen die Männer, die Wolken durchschwimmend und den goldenen Sternen vorüberschwebend, empor zum ewigen Aether. — Außer dem, welcher diese Vision hatte, wissen nur wenige den Namen des Einen von jenen emporgetragenen Männern; der andere war, wie er sich bestimmt erinnerte, der Bischof Adalbert. Als dessen würdigem Freunde, dem Pater Nilus, dem Griechenmönche, diese Vision kund ward, sprach er sanft tröstend und beruhigend zu den besorgten Brüdern: „Wißt, Geliebte, unser Freund Adalbert erging sich mit dem Heiligen Geiste, und dem selig zu Preisenden ist ein nahes Ziel seines irdischen Lebens gesteckt."

Nicht minder aber hatte auch, während dies im fernen Rom sich begab, hier im Heidenlande der treue Gaudentius eine wunderbare Erscheinung. Er sah im Traume den Bischof Adalbert in einer schönen Kapelle die Messe feiern, und mitten auf dem erleuchteten Altare einen goldenen Becher stehen, zur Hälfte mit Wein gefüllt, dessen Hüter nicht in der Nähe war. Da trat er zu dem Altar hinan und wollte den Becher ergreifen, um den Wein zu kosten; doch plötzlich trat ein Altardiener ihm zornig entgegen, und wehrte mit Nachdruck ihm, den Becher zu berühren, indem er sprach: „Nicht Dir noch irgend einem andern ist der Becher bestimmt, als dem, der in Christo die Messe feiert." — Bei diesen Worten erwachte Gaudentius aus dem schreckenden

Traume, und erzählte mit Zittern seinem Führer die Erscheinung. Adalbert aber erwiderte ihm mit Ergebung: „Mein Bruder, füge es Gott, daß dein Traumgesicht glücklich ausgehe! Möge das sündige Fleisch Gott nur als ein Opfer für die Sünden hinnehmen; des Schöpfers Barmherzigkeit wird den Sieg davon tragen."

Als nun der Morgen des sechsten Tages, da sie in jenem abgelegenen stillen Dorfe geweilt hatten, anbrach, wandelten die Bekehrer weiter. Doch wie sie so am Ufer des Meeres hingehen, da rauscht und strudelt es plötzlich in schäumenden Wogenringen auf, als ob irgend ein riesiges Seeungeheuer aus dem Abgrunde emporsteige, und das Gebrause der Fluthen schlägt mächtig an der Wanderer Ohr. Die beiden Begleiter horchen still dem Getose, Adalbert aber fühlt sich tief erschüttert, und erbebt vor dem wunderbaren unheimlichen Begegniß. Gaudentius jedoch sprach sanft lächelnd zu ihm: „Wie? Wankt dein Muth, tapfrer Held? Wie, wenn nun erst eine bewaffnete Schaar uns überfiele, wie dann?" — Adalbert ging in sich auf diese Mahnung und die Seele zu Gott emporrichtend, betete er: „Wir sind gebrechlich, Du aber bist stark; wir schwach, Du mächtig; wir zittern vor dem geringsten, um so sicherer bist Du unsere Zuflucht, um so größer ist Dein Schirm, je rathloser die Seele und je ohnmächtiger die Hülfe der Menschen ist. Indem ich meine Schwäche fühle, erkenne ich Deine Kraft und Deine Stärke."

Es war schon Mittag, als sie aus der wilden Waldgegend, die sie durchzogen hatten, auf freies, angebautes Feld heraustraten. Gaudentius las hier eine Messe, Adalbert nahm hier das heilige Abendmahl und genoß dann einige Speise, um sich nach kurzer Rast zur wei-

teren Reise zu stärken. Darauf legten die Wanderer sich zur Ruhe nieder, Adalbert auf eines Steinwurfs Weite von den Freunden entfernt. Ruhig schlummerten sie und wußten nicht, welch ein unsühnbares Verbrechen sie in der gegenwärtigen Stunde begangen hatten. Denn ohne es zu ahnen, hatten sie den heiligen Wald durchwandert und das heilige Feld betreten, welches sich von hier bis zu dem nahen Romowe, dem heiligsten Göttersitz der Preußen hinzog. Dort in Romowe, in schattiger Waldesnacht, unbetreten von jedem Menschenfuß, außer dem der höheren Priester, wohnte, unsichtbar dem Volke, nur bei den wichtigsten Gelegenheiten den Reiks oder Stammhäuptern sichtbar, der Griewe, der hohe Priester des Landes, das geistliche Oberhaupt, und zugleich höchster Richter und Gesetzgeber. Den Willen der Götter und seine Aussprüche that er dem Volk durch die Griwaiten, seine ersten priesterlichen Diener, kund, und vernahm von ihnen die an ihn gerichteten Gesuche; diesen zunächst standen die Siggonen oder Siggonoten, Aufseher der heiligen Orte, und weiter herab die Waidelotten, Weissager und Propheten, und eine zahlreiche niedere Priesterschaft, deren Klassen für einzelne religiöse Gebräuche genau bestimmt waren. Dort zu Romowe, dem Orte der nie gestörten Ruhe und des tiefsten Schweigens, grünte auf einer weiten und anmuthigen Aue zu Sommers- und Winterszeit ein hoher mächtiger Eichbaum, dessen riesige Aeste und dichtes Laubwerk weit rings umher ihre Schatten warfen und gegen Regen und Sonnengluth schützten. In seinen Zweigen thronten die Bilder der drei Hauptgötter, Perkunos, des gewaltigen Donnerers, Potrimpos, des Glückspenders in Krieg und Frieden, des Gottes der Fruchtbarkeit, des

Wohlstandes und Segens, des Beschützers der Saaten und des Ackerbaues, und Pikullos, des Gottes des Todes und der Vernichtung. Keinem Laien enthüllten sich ihre Bildnisse, und hohe Tücher waren um die Eiche aufgehängt, um sie jedem profanen Auge zu entziehen. Nie klang hier die Axt an den Bäumen des meilenweit rings herum sich erstreckenden heiligen Haines; selbst das abgestorbene Holz ward nicht abgeräumt, kein Zweig versehrt, kein Thier erlegt. Der heiligste tiefste Gottesfriede waltete hier über alle geschaffene Natur. Auch dort, wo Adalbert mit seinen Gefährten ruhte, war geweihtes Land; freventlich waren sie in das Allerheiligste der heidnischen Andachtstätte eingedrungen, und hatten also in den Augen der Landeseinwohner ein Verbrechen begangen, für welches, nach dessen göttlichen und menschlichen Gesetzen es keine Begnadigung und keine andere Sühne als die durch den Tod gab.

Während also sorglos die frommen Pilger sich süßem Schlummer hingegeben haben, sprengt plötzlich eine Reiterschaar herbei, ein Siggonot an deren Spitze. Sie werfen sich von den Pferden, und im Jubel diejenigen wieder zu finden, die in Frieden entlassen zu haben, bald den Einwohnern gereut hatte, fallen sie mit Waffengeräusch unter geschwungenen Speeren und blitzenden Schwertern über die nicht sanft erweckten Schläfer her, und knebeln gleich schnöden Räubern die Brüder Gaudentius und Benedict an Händen und Füßen. Und als Adalbert, in Schreck erwachend, gleichfalls gebunden, in Banden seinen beiden Getreuen gegenüberstand, da gedachte er des Kelches, der ihm gefüllt war; doch unverzagt und standhaften Geistes sprach er zu den Freunden die tröstenden Worte: „Trauert nicht, meine Brüder, denn Ihr wißt,

wir erleiden solches Alles nur für den Glauben, für den glorreichen Namen Gottes und unsers Herrn Jesu Christi, welcher allein Herr ist über Leben und Tod, und dessen Tugend über alle Tugenden, dessen Herrlichkeit über alle Zierde geht, dessen Macht unaussprechlich, dessen Güte ohne Ende, dessen Frömmigkeit unerreicht ist. Was ist erhabener, was herrlicher, was süßer, als für Christus, den Heiland, das Leben hinzugeben?"

Inzwischen waren die drei Dulder auf eine nahe Anhöhe geführt, und kaum hat der Bischof jene Worte des Trostes und der Glaubensbegeisterung gesprochen, so stürzt aus dem ergrimmten Haufen der Siggonot hervor, und stößt mit aller Kraft einen starken Wurfspieß durch Adalberts Brust. Der Götzenpriester schien es seiner Pflicht schuldig zu sein, den Uebertretern ihrer Göttergebote die erste Wunde zu geben; denn nun stürzen alle herbei und kühlten ihre Rachegluth im Blute des Heiligen. Von sieben Lanzen wird er durchbohrt, aus sieben Wunden rinnt sein Blut; noch steht er aufrecht, Augen und Hände betend gen Himmel gerichtet. Da lösen durch himmlische Macht sich seine Fesseln, mit schwacher Stimme spricht er: „Herr, sei mir gnädig!" und die Arme ausbreitend, stürzt er, die Gestalt eines Kreuzes mit seinem Körper bildend, zu Boden und giebt den Geist auf. — So starb Adalbert am 23. April des Jahres 997. —

Die Rache wegen Entweihung des heiligen Bodens war vollzogen, die beleidigten Götter waren gesühnt, das Gesetz war erfüllt, und das durch den Fuß der Fremden entweihte Land war durch das Blut dessen, den die Verfolger als den Hauptführer der Mission anerkannt hatten, wieder geheiligt. Daher schien sein Tod allein zu genü-

gen. Auf die Nachricht von dem Ereigniß aber strömten in kurzer Frist von allen Seiten Volkshaufen herbei, fielen über den entseelten Körper her, um auch ihre Rache zu kühlen, trennten das Haupt und die Glieder vom Rumpfe des Märtyrers, steckten den Kopf auf einen Pfahl und zogen damit im Triumph unter jauchzendem Geschrei heim, während sie Gaudentius und Benedict in Fesseln mit sich führten, den übrigen Leib ihres Führers aber achtlos liegen ließen. Doch ein Adler ließ sich vom hohen Himmel nieder, und nahm Platz bei ihm als Hort des Gott geopferten Körpers, und weder ein Raubvogel noch anderes Gethier wagte, sich daran zu vergreifen. So lag er unbeerdigt, doch auch unverweslich, dreißig Tage lang auf dem Hügel. Das erbitterte die Priester auf's Neue, und sie warfen ihn ins Meer. Die Wogen aber nahmen die heilige Last liebreich auf, und eine glänzende vom Meere bis zum Himmel aufsteigende Lichtsäule deutete den Ort an, wo unwürdig die sterblichen Reste des Heiden-Apostels ruhten. Nach längerer Zeit wurden vorüberfahrende Schiffer auf den wundersamen Lichtglanz aufmerksam, und ein großes Geheimniß ahnend, zogen sie nach leichtem Bemühen den verstümmelten Körper aus dem Wasser und bewahrten ihn sorgfältig auf, in der Meinung, daß sie einen guten Handel damit machen könnten. Denn inzwischen hatten, wohl nicht ohne Mitwirken des Gaudentius, die Preußen erfahren, mit welcher Liebe der ihnen feindselige Herzog Boleslaw von Polen dem hingeopferten Adalbert zugethan gewesen sei; sie entließen daher Gaudentius und Benedict ihrer Haft, und sandten eine Botschaft an den Polenfürsten, indem sie ihm die entseelte Hülle seines Freundes zum Kauf anboten. Diesem war kein

Preis zu hoch, um den Leib dessen wieder zu erlangen, den er im Leben so tief in sein Herz geschlossen und so innig verehrt, und den Gott des verklärenden Märtyrertodes gewürdigt hatte. Er schickte daher seinerseits eine Gesandtschaft von Priestern unter kriegerischer Begleitung mit einem reichen Schatze Goldes nach Preußen, wo in der Nähe des heiligen Romowe die obersten Priester und Häuptlinge mit ihr den Handel abzuschließen, sich versammelt hatten. Sie brachten den Leichnam und das Haupt, die einen göttlichen Wohlgeruch um sich verbreiteten, aus einem verborgenen Aufbewahrungsort herbei; die Wunden des Heiligen bluteten auf's neue, als seine Mörder hinzutraten. Die Identität des Leichnams wird geprüft und zweifellos befunden, und so viel Gold fordern nun die Preußen, als der Leichnam wiegen werde. Eine große Waage ist in Bereitschaft; der Körper wird hinaufgelegt; aber eine so winzige Summe Silbers, reicht hin, den Leichnam aufzuwiegen, daß die Heiden darüber in das äußerste Erstaunen gerathen, während die Polen der göttlichen Majestät für die Wohlthat und das hohe Wunder inbrünstig danken. Sie nehmen unter frommen Gebeten den Leichnam von der Waage, legen ihn in einen köstlichen Sarg, und führen ihn in feierlichem Zuge der Heimath zu. Wie nun aber die Preußen, als der Zug sich in Bewegung setzte, die Menge der Gold- und Silberkisten sehen, auf deren Zahlung Boleslaw sich gefaßt gemacht hatte, da wollen sie in Grimm vergehen, und ergießen sich in wilde Verwünschungen; ja, einige riethen, den Vertrag zu brechen, da sie offenbar schändlich betrogen seien.

Ungefährdet betrat die Gesandtschaft mit ihrer Bürde Polens Grenzen; und das ganze Land jubelte ihrem Er-

scheinen entgegen; große Schaaren der Bevölkerung drängten sich überall hin zu den Orten, durch die der Zug kam. Boleslaw geht ihm mit einem großen Gefolge von den Bischöfen des Reichs, dem Klerus und den Angesehensten des Adels entgegen, fällt, als er dem Sarge naht, Angesichts Aller auf die Kniee, Gott dankend für die Himmelsgabe, die ihm und der ganzen Christenheit wieder gegeben ward, und vertraut den heiligen Leichnam dem Augustinerkloster zu Trzemeszno, einem der ersten Ordenshäuser, welches sein Vater Mieczyslaw I. schon im Jahre 965 unmittelbar nach seiner Taufe gegründet und höchst reich dotirt hatte, an. Aber es schmerzte ihn bald, von der Ruhestatt des Heiligen entfernt zu sein, und um ihn noch mehr zu ehren, transferirte er ihn am 18. October des Jahres 1000 in die Kathedralkirche zu Gnesen. Viele Festtage folgten dieser feierlichen Versetzung, reiche Almosen wurden dabei den Armen gespendet; auch bewährte sich die segnende Kraft des Heiligen bald durch viele auserlesene Wunder, also daß in kurzer Frist nicht bloß aus Polen, sondern auch aus den fernsten Gegenden Deutschlands, Böhmens und Ungarns schaarenweise Gläubige zu seinem Grabe wallten, um seiner Gnaden theilhaftig zu werden.

Auch bis über die Alpen erscholl der Trauerruf von Adalberts Tode und von den seltenen Wundern, die er im Tode noch wirkte; und tief betrübte und erhob zugleich beides den dort in Italien verweilenden Kaiser Otto. Die düstere Schwermuth, die sich schon seit längerer Zeit über Otto's jugendliche Seele gelagert hatte, ward dadurch um vieles vermehrt. Dem deutschen Vaterlande entfremdet und unter Italiens Himmel von Gedanken getrieben, denen die Welt, wie sie war, feindlich

entgegenstand, beschloß er, das wunderthätige Grab seines so innig geliebten und verehrten Lehrers und Freundes zu Gnesen zu besuchen. Er brach deßhalb alsobald von Rom auf, und nahte von Meissen her, nicht ohne glänzendes Gefolge, der Grenze Polens. Bis zum ersten Grenzdorfe Diedesi war ihm der Herzog Boleslaw entgegengekommen, und empfing an einem Orte, Namens Ilua, den hohen Gast mit eben so großer Freude als Feierlichkeit. Denn allen Reichthum und alle Schätze hatte der Herzog aufgeboten, um den Kaiser würdig in seinem Lande aufzunehmen. Die Schaaren der Ritter, die Zahl der Fürsten, die große Menge der Edlen und Vornehmen, der glänzende Hof des Herzogs, alles war auf Ilua versammelt, in den kostbarsten Prunkgewändern und goldreichen Trachten mit seltenem Pelzwerk. So geleitete er ihn festlich nach Gnesen.

Zwei Meilen vor der Stadt, auf den Höhen von Lenta-gora, erblickte das Auge des Kaisers zuerst die geweihte Stätte Adalberts in der Ferne, die Thurmspitzen der Kathedrale. Hier stieg der Kaiser vom Roß, und der Herzog, so wie das gesammte beiderseitige Gefolge that es ihm nach; von hier ab hatte Boleslaw den ganzen Weg bis zur Stadt mit prächtigen Decken belegen lassen, und barfuß wandelte der Kaiser fürder des Weges bis zur Kirche, wo Adalberts Gebeine ruhten. Dort fiel er vor den Ueberresten des Heiligen nieder und betete in tiefer Andacht und in Thränen der Zerknirschung um seine Fürbitte bei dem Erlöser. Große, eines Kaisers würdige Geschenke an Gold und Silber legte er an dem Grabe nieder, und verharrte mehrere Tage in frommen Uebungen; dann aber folgten Feste und Gelage, bei denen Boleslaw seine ganze Pracht

offenbarte. Der größte Ueberfluß herrschte in jeder Beziehung, und des Kaisers Gefolge erhielt, je nach Rang und Würden abgestuft, prächtige goldene und silberne Gefäße, Pferde, und kostbare Pelze und Kleider. Ueberrascht und erstaunt über diese Fülle der Dinge, sprach voll Bewunderung der Kaiser: „Bei der Krone meines Reichs, größer ist, was ich sehe, als was der Ruf mir berichtet hat.“ Und auf den Rath seiner Großen fügte er in öffentlicher Versammlung hinzu: „Nicht ist es würdig, einen so großen und ausgezeichneten Mann, wie diesen fürstlichen Herrn, nur Graf oder Herzog zu nennen; vielmehr durch das Diadem ihn ruhmvoll auf den königlichen Thron zu erheben.“ Und die kaiserliche Krone von seinem Haupte nehmend, setzte er sie dem Herzog Boleslaw als ein Zeichen des innigen Freundschaftsbundes auf, und verehrte ihm dazu einen Nagel vom Kreuze Christi und die Fahne des H. Mauritius, als die kostbarsten Gaben, die ihm zu Gebote standen. — Der Herzog dagegen schenkte dem frommen Kaiser einen Arm des H. Adalbert als Reliquie.

Auf diesen sogenannten Krönungsact (deutsche und römische Schriftsteller berichten davon nichts), wodurch Polen — wie Dlugosz sagt — ein Königreich ward, folgten dreitägige Feste, welche alle bisherigen an Glanz übertrafen. An jedem Tage erschienen neue goldene und silberne Gefäße und Geschirr, mit Edelsteinen besetzt, auf den Tafeln, und an jedem Abend wurde dasselbe mit dem gesammten Tafelgedeck dem Kaiser zum Geschenk überreicht. Der Kaiser vergalt solche Freigebigkeit mit ähnlichen reichen Geschenken an die Großen des Reichs und Diener des Hofes, und an alle Anwesende. Lanzenspiele, Tänze, Musik und Lustbarkeiten aller Art folgten.

Jeder, sowohl Boleslaw wie Otto, glaubte mehr empfangen als gegeben und verdient zu haben. Um den Freundschaftsbund noch mehr zu festigen, verlobte Otto die Tochter seiner Schwester Mechthilde und des Pfalzgrafen Hezilo vom Rhein, Namens Richsa, mit dem Sohne des Herzogs Mieczyslaw. Darauf erhob Otto Gnesen zu einem Erzbisthum, und bestellte als dessen ersten Erzbischof den getreuen Gefährten Adalberts, Gaudentius (sein polnischer Name ist Radzin), indem er der neuen Stiftung die Bisthümer Kolberg, Krakau und Breslau unterordnete. Indem Otto in dieser Weise das Andenken seines verstorbenen Freundes verherrlichte, ließ andrerseits Boleslaw goldene Münzen prägen, welche auf dem Avers sein gekröntes Bildniß mit einem über den Knien liegenden breiten Schwerte, und der Umschrift „Bulezlaus“, und auf dem Revers den Kopf des H. Adalbert mit seinem Heiligenschein und der Umschrift „S. Adalbertus“ zeigten, um der Nachwelt auch in solcher Weise kund zu thun, welchen Glanz und welches Heil der H. Adalbert seinem Reiche gebracht habe.

Nach endlich geendigten Festen ging Otto, begleitet von einer Gesandtschaft Boleslaws nach Magdeburg, wo er derselben seine Nichte Richsa feierlich übergab, um sie nach Polen heimzuführen. Sodann aber begab er sich nach Aachen, wo er zu Ehren Adalberts den Grundstein zu einer prachtvollen Kirche legte, welcher er den Arm des Heiligen überließ, und die nach der Stiftungsurkunde vom Jahre 1018 der Kaiser Heinrich II. vollendete.

Sieben Jahre verwaltete Gaudentius das Erzstift Gnesen mit großer Weisheit, und ward nach seinem Tode in der Kathedrale dieser Stadt beigesetzt. Da aber in Stadt und Staat Sünde und Laster überhand genom-

men hatten, und seinen Ermahnungen zu Buße und Besserung kein Gehör geschenkt ward, so sprach er sterbend den Fluch über sie aus. Und leider ward nur zu bald derselbe erfüllt.

Boleslaw Chrobry starb im Jahre 1025; sein Sohn Mieczyslaw II. folgte, nicht ohne Kampf mit seinen Brüdern, und angegriffen von innern und äußern Feinden, starb er schon 1034. Seine Wittwe und sein Sohn Kasimierz wurden aus dem Reiche vertrieben, Zwietracht der polnischen Großen zerriß das Vaterland in seinen Eingeweiden. Bretislaw, schon früher siegreich gegen die Polen, und seit dem Jahre 1037 nach dem Tode seines Vaters Ulrich, Herzog von Böhmen und Mähren, hielt die Gelegenheit für günstig, die alte Unbill zu rächen, welche sein Volk einst von Boleslaw dem Großen von Polen erlitten hatte, und mochte vielleicht, aufstrebend und kühn, wie er war, selbst den Gedanken hegen, jetzt unter den vordern Slaven die Stellung des ersten Polenkönigs für sich zu erringen. Im Jahre 1039 ließ er durch sein ganzes Land ein Kriegsaufgebot ergehen, und fiel dann durch die Pässe des Grenzgebirges in Polen ein. Wie eine gewaltige Windsbraut zog er einher, schlug alles zu Boden, verbrannte und verwüstete die Ortschaften, nahm die Vesten ein, drang bis Krakau vor, raubte die dort von den Fürsten des Landes aufgehäuften reichen Schätze an Gold und Silber, und zündete die Stadt an. Dann rückte er, überall die Städte in seinem Lauf erobernd, verbrennend und bis auf den Grund zerstörend, mitten durch das polnische Land zur zweiten Hauptstadt des Reichs, nach Gnesen vor. Die Besatzung der Burg Gdecz kam ihm mit einem goldenen Zweige, dem Zeichen der Ergebung, entgegen,

und ward auf ihre Bitte mit allem Ihrigen nach Böhmen übergesiedelt. Zwar war Gnesen sowohl durch seine natürliche Lage, als durch hohe Mauern fest und schien dem Anlauf der Feinde hinreichend widerstehen zu können; allein ein großer Theil der Einwohner war in Folge der innern Unruhen geflüchtet, die streitbaren Männer waren theils abwesend, theils in den früheren Kämpfen aufgerieben, und die Besatzung so schwach, daß die Stadt ohne große Anstrengung von den Böhmen eingenommen ward. Mit lautem Jubel betraten sie die Marienkirche, wo die Gebeine des H. Adalbert ruhten, und sie, welche diesen ihren Bischof im Leben einst so unwürdig verstießen, nahten seiner Stätte jetzt mit um so größerer Verehrung und mit dem heißen Begehr, ihn als die köstlichste Trophäe wieder in sein Vaterland zurückzuführen. Jede andere Beute wollten sie verschmähen, wenn ihnen diese gegeben werde. Als der Bischof Severus VI. von Prag, der den Herzog Bretislaw bei diesem Kriegszuge begleitete, ihre bedenkliche Absicht erkannte, versuchte er alles Ernstes, die Krieger von solchem Wagniß abzuhalten. „Mitbrüder und Kinder des Gottes dieser Kirche, — sprach er — nicht ist es so leicht, wie Ihr meint, den Staub des Leibes, der voll der Tugenden Gottes, ungestraft zu berühren. Wenn Ihr es wagt, das Grab anzutasten, so gedenket des Volkes, das Lots Haus erbrechen wollte, als er die zwei Engel des Herrn bei sich aufgenommen hatte. Denn die Männer vor der Thür am Hause, steht geschrieben, wurden mit Blindheit geschlagen, beide groß und klein, bis sie müde wurden, und die Thür nicht finden konnten. — Lasset uns vielmehr fasten und beten, und aus vollem Herzen Gott Besserung von unsern Sünden geloben: so

hoffe ich durch seine Barmherzigkeit und die Fürbitte des Heiligen zu erlangen, was Ihr wünscht und was keine irdische Macht mit Gewalt zu erringen vermag." Das Böhmenheer sammt seinem Herzoge spottete jedoch der Rede des Bischofs, als spräche er im Fieber, und nahm ohne Weiteres das Mauerwerk hinter dem Altare in Angriff; und da sie nicht in die Gruft gelangen konnten, ohne den Altar selbst wegzunehmen, waren sie frevelich genug, mit Aexten und Brechstangen den Altar selbst einreißen zu wollen. Kaum aber hatten sie dazu Hand angelegt, so erfüllte sich die Warnung des Bischofs. Gänzlich des Gehörs, des Gesichts und aller Sinne wie vom Schlage beraubt, taumelten sie zurück von der heiligen Stätte, und mit Grausen sahen Alle den Erfolg des Unternehmens. Nun gingen sie in sich, und als auf Gebete des Bischofs nach drei Stunden jene wieder zu ihren Sinnen kamen, fasteten sie nach dem Rathe Severs drei Tage, und kasteieten sich desto reniger und unermüdlicher, je augenscheinlicher sie vorher für ihr Vorhaben waren gezüchtigt worden.

In der dritten Nacht erschien der H. Adalbert dem Bischof, und sprach zu ihm: „Sage dem Herzog und seinen Heerführern, daß der Vater im Himmel gewähren wird, was sie begehren, wenn sie nicht in die Sünden zurückfallen, von denen sie in der Taufe gereinigt worden sind." Alsobald macht der Bischof die Erscheinung bekannt und Alle geloben, hingeworfen auf die Knie vor der Stätte des Heiligen, in den brünstigen Gebeten und mit lauten Ausrufungen: allem zu entsagen, weßhalb Adalbert sie im Leben so oft hart gescholten, und weßhalb sie ihn von dannen gejagt als lästigen Tugendprediger; geloben, die Heiligkeit der Ehen zu achten, den

Feiertag zu heiligen, der Unzucht, Völlerei, Blutschande und aller andern heidnischen Laster sich zu enthalten, und bekräftigen ihr Gelöbniß mit heißen Thränen. Da tritt der Bischof mit allen seinen Geistlichen unter Anrufung der H. Dreieinigkeit und nach Absingung von sieben Psalmen und nach manchem geeigneten Gebet an den Altar hinan, und ohne Mühe, ohne Anwendung irgend einer Gewalt, wird leicht der Altar hinweggenommen, die Gruft geöffnet, und der Sarg herausgehoben, bei dessen Oeffnung sich ein solch süßer Wohlgeruch verbreitete, daß Alle, die ihn verspürten, drei Tage aller Speise vergaßen und sich so davon gesättigt fühlten, als hätten sie das reichste Mahl von köstlichen Speisen genossen. Auch wurden unzählige Kranke, die herbei geströmt waren, durch die Kraft des Heiligen sofort gesund.

Da lag der Märtyrer, so ruhig ernst, so unversehrt, so verklärt im Sarge, als hätte er so eben nur das Hochamt celebrirt. Die Priester sangen das Te Deum, die Laien das Kyrie eleyson. Der Herzog Bretislaw vergoß Thränen der Freude, und betete also laut vor allem Volk: „O Märtyrer Christi, Adalbert, erbarme Dich unser und Aller immerdar. Siehe uns jetzt in alter Frommheit und Reue; hilf uns von unsern Sünden und würdige uns, Dich, obwohl wir gar sündhaft, nach deinem Sitz der Kirche, nach Prag bringen zu dürfen!" — Wunderbar und seltsam! Ohne Mühe, ja, fast ohne ihn zu tragen, heben der Bischof und der Herzog den Leib des Heiligen leicht aus dem Sarge, hüllen ihn in ein Seidengewand, und legen ihn auf den Hochaltar, daß Alle ihn schauen, und Angesichts seiner ihre Gelöbnisse wiederholen können. An dem Tage wurden über zweihundert Mark Opfergeld im Altarkasten niedergelegt.

Der Herzog aber war von so heißem, frommen Reliquiengelüst erfüllt, und schienen ihm die im Leben so innig verbundenen beiden Freunde und Geistesbrüder Adalbert und Gaudentius auch im Tode so unzertrennlich, daß er in gleicher Weise nicht bloß den Leib des letzteren, sondern auch die Körper von fünf andern Mönchen, die gleichfalls in der Kirche begraben lagen, und die Heiligen-Glorie durch grausamen Märtyrertod errungen hatten, ihrer Ruhestätte zu entnehmen, und vertrauend der himmlischen Gnade, mit sich nach Böhmen zu führen befahl.

Es blühten nämlich im Jahre 1005 sechs durch Religiosität und Gott wohlgefälliges Leben ausgezeichnete Männer in Polen, welche Benedict, Mathäus, Johannes, Isaac, Christinus und Barnabas hießen, und die der H. Romuald an den Herzog Boleslaw geschickt hatte, um das Christenthum in Polen zu verbreiten und zu befestigen. Es ward ihnen ein Ort, wo jetzt die Stadt Kasimierz liegt, der damals aber von großen Wäldern umgeben war, zur Bebauung angewiesen. Sie lebten als Einsiedler nach dem Gelübde der Armuth, und nur von der Mildthätigkeit der Gläubigen. Das Volk von weit und breit, und selbst der Herzog kamen zu ihnen, um von ihnen Belehrung im Glauben zu empfangen. Einst bei einem Besuche ließ der freigebige Fürst ihnen eine große Summe Geldes zurück; die frommen Männer aber bebten vor diesem weltlichen Gute mit innerem Schauder zurück, und auf Bruder Benedicts Rath ward Barnabas sogleich abgeschickt, es dem Fürsten wieder zurückzubringen. „Wie können — so sprach er zu ihm — wir Arme bei solchem Reichthume je Christo nachfolgen? Und wenn wir ihn auch als ein Almosen an-

nehmen wollten, so würde er uns doch nur zum Verdammniß, der Welt aber zum Aergerniß gereichen.“ — In der Nacht nun, nachdem Barnabas mit dem Schatze abgereist war, fielen goldgierige, gottlose Polen über die fünf zurückgebliebenen Mönche her, fordern das Geld, durchsuchen ihre Hütten, und als sie es nicht mehr finden, erschlagen sie wüthend die Einsiedler, zünden ihre Wohnungen an, und werfen die Leichen in die Flammen. Aber alsobald erlischt die Gluth; das Holzwerk, als ob es von Stein wäre, brennt, ungeachtet der immer auf's Neue herangeschleppten Feuerbrände, nicht, und von dem Wunder erschreckt, zerstreuen die Räuber sich in eiliger Flucht nach allen Seiten hin. Kaum hatte Boleslaw in seiner Residenz Gnesen von diesem schändlichen Morde vernommen, so brach er sogleich mit einem starken Gefolge selbst auf, umstellte den ganzen Wald und durchsuchte ihn nach allen Richtungen; jedoch war und blieb von den Räubern nichts zu entdecken. Dagegen war der Ort, wo die Körper der Eremiten lagen, von dem wunderbarsten Lichtglanz erfüllt, und die ganze Nacht hindurch tönten die süßesten Engelsmelodien von unsichtbaren Stimmen über der Märtyrerstätte, zum Zeichen der Heiligkeit der hier grausam hingeopferten Diener des Herrn. Boleslaw säumte nicht, die heiligen Körper feierlich aufheben und in der Kathedrale zu Gnesen beisetzen zu lassen. Barnabas, in Verzweiflung, nicht des erhabenen Looses seiner Brüder theilhaftig geworden zu sein, ging zerknirscht in seine Einsiedelei zurück, und starb kurze Zeit darauf, wonächst er denselben gleichfalls in jener Kirche beigesellt ward. An dem Orte aber, wo der Mord geschah, wurden nachmals 5 Kapellen zum Gedächtniß und zur Verehrung der frommen Märtyrer errichtet.

Also mit den irdischen Ueberresten des H. Adalbert, des Gaudentius und dieser 5 Mönche beladen, zog Bretislaw, der nun das höchste Ziel seines Feldzuges erreicht zu haben glaubte, heim nach Böhmen, und schlug in der Vigile des H. Bartholomäus, des Apostels, am 23. August 1039 nahe vor Prag am Flüßchen Rokitnica sein Lager auf. Mit Anbruch des Tages kam die gesammte Geistlichkeit und die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend in Procession in's Lager, um feierlich diese Schätze einzuholen. Bretislaw und Severus tragen selbst den H. Adalbert als süße Last auf ihren Schultern, die Aebte folgten mit den 5 Märtyrern, und die Erzpriester mit dem Erzbischof Gaudentius. Zwölf auserwählte körperstarke Priester tragen sodann, fast zusammenbrechend unter der schweren Last, ein Crucifix von gediegenem Golde, das Boleslaw (nach Anderen Mieczyslaw) von eben so großem Gewicht, als er selbst wog, hatte anfertigen und im Gnesener Dom aufstellen lassen. Ferner wurden drei Tafeln, welche dessen Hauptaltar geziert hatten, von Gold und mit kostbaren Edelsteinen besetzt, und gleichfalls von Boleslaw jener Kirche geschenkt, nicht minder auch mancherlei goldene und silberne Gefäße und anderes Kirchengeräth in Procession zur Stadt getragen. Aber nicht genug, daß der Böhme also die Kirchen Polens geplündert, auch große Schaaren von Männern und Weibern, ja selbst Priester führte er, mit eisernen Ketten gefesselt, aus Polen mit sich, und vertheilte sie in seinem Lande als Kolonisten. Alle jene Schätze wurden der Kathedrale zu Prag anvertraut, der Kirche zu Olmütz jedoch verehrte auf ihr Ansuchen Bretislaw den Leib des H. Christinus.

Trotz der Entführung wirkte der Heilige an seiner Stätte zu Gnesen nicht bloß fort und fort segensreiche Wunder, sondern bethätigte außerdem auch seine Zuneigung gegen das polnische Volk. Im Jahre 1099 machten die Pommern einen Einfall in Polen und belagerten die Festung Santok. Sie brachten mit einigen Verräthern in der Veste ein Complott zu Stande, und in einer Nacht wurde ein Haufe Bewaffneter über die Mauern durch Stricke in die Stadt eingelassen, welche sich so lange verborgen halten sollten, bis das Belagerungsheer an die Thore gelangt sein würde; dann sollten sie hervorbrechen und die Thore von innen eröffnen. Gott aber, immer für die Seinigen wachend, behütete die schlummernden Städter. Denn als das Heer gegen die Mauern in der ersten Morgendämmerung heranzog, ritt den Pommern ein Bewaffneter auf einem weißen glänzenden Pferde entgegen, griff sie mit geschwungenem Schwerte an und brachte mit himmlischer Hilfe eine solche Verwirrung und einen so großen Schrecken unter die Feinde, daß sie in größtem Entsetzen nach allen Seiten hin flohen. Durch ihr Geschrei erwachten die Städter, erkannten den Verrath, aber auch ihre Rettung durch den H. Adalbert, welcher statt ihrer als göttliche Macht die Feinde zurückgeschlagen hatte.

Adalberts Märtyrertod und das Andenken an das, was er gewollt und erstrebt hatte, war von einer Wirkung, die alles bei weitem übertraf, was er durch das lebendige Wort seiner Rede und durch den feurigen Eifer seines Geistes bei den Böhmen sowohl, als bei dem Volke der Preußen in's Werk zu setzen gesucht hatte. Die Nachwelt verklärte ihn mit einer desto glänzenderen Glorie, je weniger seine Mitwelt ihn geschätzt hatte, und

seiner Lehre gefolgt war. Schon die Pilgerfahrt des Kaisers Otto III. zu seinem Grabe gab den Verdiensten des Märtyrers in den Augen der Welt eine erhöhte Wichtigkeit und Bedeutung; die Erzählungen von den Wunderthaten an seinem Grabe wirkten lebendig auf die Gedanken und Gefühle von Tausenden, und wurzelten um so tiefer, als die gesammte Christenheit in gewaltiger Spannung mit dem tausendsten Jahre nach des Heilands Geburt eine ganz neue Welt voll wunderbarer Erscheinungen, ja sogar die Wiederkunft des Erlösers selbst, und die Auferstehung aller Todten erwartet hatte. Durch Boleslaws hohe Verehrung des Heiligen begründete sich in Polen das noch junge Christenthum fester. Sever und Bretislaw benutzten den erst erweckten Glauben der Böhmen an Adalberts Heiligkeit und an seine Wunderthaten, um den Gehorsam gegen die Kirche und die strengste Beobachtung christlicher Sitten und Gebräuche als die einzige Bedingung der Versöhnung des Volks mit dem Heiligen, und der Versetzung seiner hehren Ueberreste in seine Mitte nach Prag, für immer festzustellen. Adalberts Blut bezeichnete den Weg, den nach ihm der Benedictiner Bruno, der am 14. Februar 1008 gleichfalls den Märtyrertod erlitt, und den mit größerem Erfolge im Jahre 1124 der Bischof Otto von Bamberg, der Pommernbekehrer, betraten. In frommer Erinnerung an sein Wirken und Streben, zur Verherrlichung seines mit dem Tode besiegelten Glaubens, und im frommen Glauben an seines Namens Heiligkeit wurden ihm zahllose Kirchen und Kapellen gegründet. Böhmen ist voll seines Namens und der ihm geweihten heiligen Stätten und Wallfahrtsörter. Der genannte Bischof Otto, nachdem er die Juliner und Stettiner

Pommern zum Christenthum bekehrt hatte, gründete ihre erste Kirche zu Ehren des H. Adalbert. Als sie dennoch aber wieder dem neuen Glauben untreu wurden, Feuer vom Himmel fiel, und davon die ganze Stadt der Julliner verheert ward, da blieb dennoch diese Kirche, obwohl nur von Holz erbaut, mitten in dem Flammenmeere unversehrt stehen. Ob des Wunders kehrte das Volk sogleich zu der neuen Lehre zurück und erbat sich Priester zum Unterrichte. — Kaum hatte Stephan, König von Ungarn, den Tod Adalberts vernommen, so erbaute er zu seiner Verherrlichung ihm eine Kirche auf seiner Burg zu Gran. Italien, Deutschland, Schlesien und Polen wetteiferten in der Verehrung des Märtyrers. In Preußen wurde er als Schutzpatron des Bisthums Samland angerufen. Die Domkirche zu Königsberg ward ihm zu Ehren und unter seinem Namen gegründet. Die älteste Kirche des Heiligen in Preußen war in Pomesanien, im Dorfe Chomor S. Alberti, welche im Vertrage vom Jahre 1249 die Pomesanier zu errichten versprechen mußten. An dem Orte, wo er erschlagen ward, unfern vom Meeresufer, gründete der Ordensmarschall der Kreuzritter, Ludwig von Lanse, eine Kapelle, die in den Jahren 1422 bis 1424 erbaut ward. Bald war sie ein Wallfahrtsort für nahe und ferne Gegenden, und es ertheilte der Papst Eugenius IV. eine Bulle im Jahre 1431, worin die ganze Christenheit zur frommen Wanderung an den heiligen Ort ermuntert, und der Besuchende mit einem Ablaß von hundert Tagen belohnt wurde. Sie stand unter dem besondern Schutze der Hochmeister des deutschen Ordens; allein nach der Reformation scheint ihre Stiftung zerfallen, und das Gebäude seinem Untergange entgegen gegangen zu sein, bis es endlich durch einen

großen Sturm im Jahre 1669 völlig zusammenstürzte. Nur weniges Mauerwerk bezeichnet jetzt noch die heilige Stelle, zwischen den Dörfern Dargen und Tenkitten im alten Samland, wo Adalbert seine irdische Laufbahn schloß; aber es sind Ueberreste, an welche sich eine große Erinnerung knüpft, die Erinnerung an den Mann, dessen Seele heiß von dem Wunsche erglühte, von hier aus den ersten Lichtstrahl der Lehre des Gekreuzigten über das heidnische Land leuchten zu lassen.

Zu den würdigsten Baudenkmalen in Polen, welche das Andenken des H. Adalbert verherrlichen, gehört nächst der Kathedrale zu Gnesen, die Kirche zur Himmelfahrt Mariä in Trzemeszno, welche an die Stelle der angeblich schon 965 von Mieczyslaw I. gegründeten Kirche, im Jahre 1791 durch den in vielen frommen Stiftungen noch fortlebenden und hochverdienten Abt des dasigen Klosters der regulirten Chorherren, Kosmowski, in Form einer Rotunde im römischen Style erbaut ward, an welche das Langhaus sich anschließt, während vier Seitenkapellen, gleichfalls unter Kuppelbedachung, die Flügel des Kreuzes verbinden. Die Al-Freskomalereien an der Decke im Schiff der Kirche stellen Scenen aus dem Leben des H. Adalbert dar, und unter dem Hauptgewölbe, in der Mitte der Rotunde, ist ein dem Heiligen errichtetes Denkmal, auf welchem ein gläserner Sarg mit einem Knochen desselben ruht, von vier kolossalen vergoldeten Engeln umgeben.

Die gleichfalls der H. Jungfrau Maria geweihte Kathedrale zu Gnesen ist nach mehrfachen Zerstörungen im 17. Jahrhundert in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt worden.

Im Hauptschiffe, dem Hochaltar gegenüber, ruht, von einem schwarz-marmornen Geländer umgeben, der kostbare silberne Sarkophag, der, wie gesagt, die Gebeine des Heiligen birgt, er selbst in ganzer Gestalt aus getriebenem Silber im Bischofsornat darauf ruhend, und früher beschattet von einem kolossalen schwerfälligen, auf gewundenen Säulen ruhenden Baldachin, der im Jahre 1840 jedoch zur Freude jedes Künstlerauges hinweggenommen ist, indem an dessen statt vier versilberte Engel von Zink nach Modellen der unsterblichen Meister Rauch und Kiß getreten sind. — Zwei große Flügelthüren von Bronce befinden sich bei dem südlichen Eingange, welche die allgemeine Meinung bisher zwar öfter als die von Boleslaw aus Kiew entführten goldenen Pforten bezeichnete, an denen sogar der Hieb seines Schwertes noch sichtbar sein sollte (ein Riß ist allerdings an dem ältern Flügel vorhanden), die jedoch in den Abbildungen, die sie aus Adalberts Leben enthalten, als Werke römischer, oder mit römischer Kunst vertrauter Meister sich kund geben, und dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert angehören mögen, wiewohl beide nicht ganz gleichzeitig und nicht von demselben Meister gearbeitet sind.

Buchdruckerei von F. Fischer in Bromberg.




Slav 5430.26.5
Polens Vorzeit in Dichtung und Wahr
Widener Library 006907001
3 2044 085 615 698